

Elfe

Irgendwoher hatte Paul immer eine Flasche amerikanischen Whiskey, die er mit herumtrug. Sehr schwierig, wenn er Geld hatte, war es auch für einen Fünfzehnjährigen nicht, an Whiskey heranzukommen. Das Geld erhielt oder nahm sich Paul von seiner Mutter, den Bourbon besorgten für ihn die Kumpel vom Jugendklub-Billardtisch, die nicht mehr jung waren, oder die Karpfenzüchter, mit denen die Mutter, eine Lehrerin, befreundet war. Entweder transportierte Paul eine Flasche in der Schultasche, der Fahrradtasche, dem Rucksack, oder er hatte sie, im Herbst und Winter, bis lange ins Frühjahr, in der tiefen Tasche seines Dufflecoats, den er wie Columbo nur ungern auszog.

Sie tranken an den Wochentagen gleich nach der Schule. Paul und Elfe und die anderen kamen zusammen, um zu trinken. Sie trafen sich in Pauls Zimmer, dann hörten sie Musik oder sahen fern; oder bei den Steinbänken an den Karpfenteichen, dort stand eine Zeit lang auch ein alter Resopal-Küchentisch herum. An den Teichen gefiel es Elfe besser als in Pauls Zimmer, wo sie zum Fenster hinauspaffen mussten, damit Pauls Mutter nichts roch; außerdem hatte sie Angst vor der Lehrerin. Auf den Steinbänken konnte man liegen und in den Vogelbeerbaum hinaufsehen; eine gerade Reihe von Birken schirmte den Platz gegen die Felder ab. Ein Stapel Bretter vermoderte, denn irgendjemand hatte vor Jahren hier eine Hütte bauen wollen. Es gab ausgewilderte Stachelbeersträucher, Libellen, und es roch nach Fisch, wenn es heiß war.

Im Garten hinter dem Jugendklub hatten sie einen Treffpunkt für regnerische Tage; allerdings war der überdachte Fahrradständer an der windgeschützten Mauer auch bei anderen Jugendlichen beliebt. Doch sogar wenn sie sich im Herbst bei Wind an den Teichen trafen, froren sie wegen der Whiskeytrinkerei kaum - es musste nur schnell sein. Und es war immer schnell, denn viel Zeit hatten die Kinder nicht. Zum Abendessen mussten sie zu Hause sein.

Es ging so: Die Flasche wurde herumgereicht. Jeder Junge und jedes Mädchen nahm, die Flasche in der linken Hand haltend, einen winzigen Schluck, wechselte die Flasche in die rechte Hand, dabei musste eine bestimmte Bewegung, ein schwungvoller Bogen, eingehalten werden, gab sie weiter, linke Hand, Schluck, weiter

Bogen, rechte Hand, weiter an den Nebenmann, und bei jeder Runde mussten die Schlucke größer und die Bewegungen schneller werden: So lautete die Regel, die von den älteren Geschwistern der Kinder eingeführt worden war und an die alle sich hielten. Ein Spiel, das weitergegeben wurde und von den neu Hinzukommenden gelernt werden musste. Nach den ersten beiden Runden kam eine Zigarettenpause. Ihre Hände wurden trocken. Manchmal fiel jemanden die Zigarette aus der Hand, und der Betreffende beugte sich suchend, schwankend vornüber. Nach den ersten Schlucken fingen sie mit dem Kichern an und sprachen möglichst grobe und obszöne Beleidigungen aus. Die Zungen wurden dick. Niemand durfte, bis die Flasche leer war, aussetzen. Drei saßen aufgereiht auf einer Steinbank, Paul lehnte gegen den gebrochenen Baumstamm. Elfe lag auf den Ellenbogen aufgestützt im Gras. Wenn die Flasche zu ihr kam, richtete sie sich kurz auf, um die Hände frei zu haben. Nach dem Weiterreichen stützte sie sich wieder auf. Johannes und Irmgard knutschten, wenn sie nicht an der Reihe waren; Johannes spähte, das Gesicht an Irmgards Busen gedrückt, ab und zu unter ihrem Oberarm hervor, um über Sprüche zu lachen, die eigentlich nicht witzig waren: Sie lachten über nichts. Ein Mädchen, wenn es betrunken war, fing immer an, sich am ganzen Körper zu kratzen. Es juckte sie überall, am Bauch, an den Armen, im Nacken und sogar an den Schienbeinen und Knöcheln. Sie schob, so gut es ging, die engen Beine ihrer Jeans hoch und kratzte sich blutige Streifen. Die anderen kannten das schon. Das Ziel des Rituals war zwar ein rasches Betrunkenes, doch darauf, dass in den ersten Runden nur Schlückchen aus der Flasche genommen wurden, wurde geachtet. Der Spaß lag darin, sagten sie einander oft, allmählich hochzukommen, in den Rausch zu kommen, und alle sollten die gleiche Menge trinken, jeder musste gleich viel in sich aufnehmen. Es war Herbst, und in der Luft hingen Spinnen. Man bräuchte, sagte Johannes, einen Affen, denn Affen fressen Spinnen. Sie fangen sie mit den Pfoten und knacken sie mit den Zähnen. Jemand sagte: Affen haben große Zähne. Das Mädchen, das sich kratzte, fing schnaubend zu lachen an, denn sie sah, wie eine Spinne in Irmgards langem braunem Haar hochturnte. Die Spinne ließ sich Zeit, Das Mädchen lachte, sie konnte, außer Atem, nicht reden und fiel seitwärts von der Bank. Mit der brennenden Zigarette in der Hand wühlte sie im Laub herum und lachte hustend. Paul ging zu Irmgard hinüber und fädelt die Spinne aus ihrem Haar. Er setzte das Tierchen am Stamm der Esche ab.

Irmgard schüttelte sich, ihre Haare flogen weit, denn vor Spinnen grauste es ihr. Schniefend und leicht torkelnd stand sie vom Boden auf und sank gegen Johannes auf die Bank. Sie traten ihre Kippen in die feuchte Erde. Die neue Runde begann. Sie tranken, und die Bewegungen wurden verschwommener. Bei Irmgard kam nach dem Gelächter die schlechte Laune und Streitsucht. Sie schnauzte Gabriele an, ein zierliches, kurzhaariges Mädchen an, das nach dem Spinnenzwischenfall ein angeekeltes Gesicht zog und Schluckauf bekommen hatte, sie solle endlich Ruhe geben. Johannes streichelte über Irmgards Haar, um sie zu beruhigen. Das ist doch nicht auszuhalten, sagte Irmgard immer wieder, so ein blödes Benehmen. Johannes sagte zu ihr, sei ruhig, sag ich dir, aber er sagte es mit träger Stimme. Irmgards Gesicht war rot vor Zorn, und sie wandte sich um Unterstützung an Elfe, die aber von dem Streit nichts mitbekommen hatte, weil sie träumte: in den Blättern und glänzenden Beeren der Eberesche hängend.

Noch bevor die Flasche geleert war, kotzte unter den Birken Elfe, und die Zierliche kroch am Rand des Weihers am Boden umher. Sie hatte die Orientierung verloren. Die Mädchen erwischte es früher und schlimmer als die Jungen, nur die große Irmgard hielt länger durch. Elfe kam wieder hoch und forderte ihren Schluck, versuchte mit tauben Fingern eine Zigarette aus der Packung zu ziehen. Dann war Johannes dran: Er erbrach sich an den dürren Stachelbeersträuchern, in denen der Wind raschelte.

Johannes fiel auf die Knie. Er war ein dünner, großer Junge mit vom Kopf abstehenden Haaren. Schulversager. Im Alter mit den anderen gleich, war er zwei Klassen unter ihnen, Wiederholer und Schwänzer. Seine Eltern waren geschieden. Seine Mutter hatte ihn, bis er zwölf war, mit den Fäusten oder irgendeinem Gegenstand in Reichweite geschlagen, denn sie rastete oft aus und kannte sich selbst nicht mehr; hinterher wusste sie nicht genau, was geschehen war, und verfiel dem Selbsthass. Dann wurde Johannes zu groß, um geschlagen zu werden. Seine Mutter trank. Sie war froh, wenn ihr ungebärdiger und kluger Sohn in der Schule oder sonst unterwegs war. Andererseits langweilte sie sich von morgens bis abends, denn sie hatte keinen Verstand und nichts zu tun. Versorgt wurde sie von ihrem geschiedenen Mann. Immerhin waren die empörten Augen ihres Sohnes eine Abwechslung in ihrem Alltag. Träge hing sie, während sie Wein trank, im Wohnzimmer der Frage nach, wie

so ein Sohn in ihrem früheren Leben hatte passieren können. Das Kind war zu einem Wesen geworden, mit dem sie nichts anfangen konnte. Zu den Nachbarinnen sagte sie, Johannes sei schwer erziehbar, später sagte sie: autistisch, und dass sie sich vor ihm fürchte.

Johannes hockte, den Kopf zwischen den Knien, und wartete darauf, dass die Erde stillstand. Der Wind verknüpfte sein Haar mit den Zweigen. Irmgard kam zu ihm, zwar noch aufrecht, aber weinerlich nach der Aggression, denn die Sache mit den Spinnen und den Affen hatte sie erbittert, über so etwas geriet sie in Zorn, und mit trüben Augen. Sie setzte sich neben ihn. Gleich einer alten Frau mit herabgezogenen Mundwinkeln fing sie an: Wie erstens sie Angst habe, am Abend nach Hause zu gehen. Das sagte sie immer, wenn sie nach der Schule zusammenkamen, um zu trinken; die anderen verstanden nicht, warum, denn Irmgards Eltern waren alt und still. Irmgard war ein Nachzüglerbaby, ihre älteren Geschwister waren längst aus dem Haus. Bei ihr zu Hause schliefen die Katze und die beiden Kanarienvögel im Wohnzimmer, vor dem Haus der Nussbaum. Kein Wunder, spottete Elfe, dass Irmgard polterte und mit dröhnender Stimme sprach. Elfe war die Einzige in der Klasse, die Irmgard mit zu sich nach Hause nahm. Ihr Vater war Bibliothekar gewesen und schon seit längerem pensioniert; Irmgards Mutter war immer zu Hause gewesen. Samt ihrem Bilderbuchhäuschen gehörte Irmgards Familie zu den letzten funktionierenden Familien in der Gemeinde, jedenfalls wenn man von Irmgard selbst absah. Die älteren Kinder waren gesund, aus ihnen allen war etwas geworden. Sie hätten, sagten die beiden großen Söhne und eine Tochter, die bereits auf ein mittleres Alter zugingen, Überzeugungen und Werte aus dem Elternhaus mit bekommen, aber wer weiß: vielleicht war das auch nicht wahr. In den meisten anderen Familien hingegen steckte der Wurm - wohin man sich auch wenden mochte. Und junge Eltern, die dorthin irrten und hierhin irrten und in nächtlichen geflüsterten Gesprächen gemeinsam überlegten, fortzugehen, woanders den Kindern ein Zuhause zu schaffen, wurden infiziert, ohne dass sie es merkten, und blieben und gingen vor die Hunde. Im Sommer, wenn Fenster und Türen offen standen, drang das Geschrei auf die Straße. Die Frauen stellten gellende Fragen; die Antworten dröhnten, als sprächen die Männer in ein Mikrofon; Frauen weinten, Dinge fielen mit dumpfen Krachen zu Boden. Vor

allem samstags waren oft Schreie zu hören. Streit und Krieg herrschten in den Familien, das war der Normalzustand.

Die meisten Männer waren Alkoholiker, oder sie waren, wenn sie nicht tranken, böse. Viele Mütter litten an Absenzen. Minutenlang, viertelstundenlang verschwand die Seele aus dem Körper einer Frau, die eben noch gefegt oder Hackfleisch geknetet hatte, und die Augen wurden leer. Jeden Tag kochten die Mütter ein Mittagessen, doch häufig setzte sich in vielen Familien niemand an den gedeckten Tisch. Die Kinder kamen nicht nach Hause, die Mütter kippten das Essen in den Mülleimer. Zum Beispiel Gabriele Mutter, die am Markt das Eiscafé gepachtet hatte und bei allen für ihr freundliche und fröhliche Art bekannt war: Schon beim Frühstück erstarrten ihre Züge, und ihr Blick hing fest an einem Türknauf des Küchenschrankes. Der Vater merkte nichts. Er ging vor den Kindern aus dem Haus. Gabriele fragte böse: Was ist jetzt wieder? Ihre Mutter liefen die Tränen über die starren Wangen, doch Gabriele hatte kein Mitleid. Sie fühlte sich betrogen, aß Brötchen und sah nicht hin.

Glücklicherweise fiel Gabriele nicht in den Weiher. Sie kehrte rechtzeitig um und kroch zurück zu den anderen. Habt ihr das gesehen, habt ihr das gesehen?, lallte sie, dort im Wasser? Ein Zweiglein und trockene Blätter hingen in ihrem Haar, die Jeans waren von Erde schmutzig. Ein Ärmel ihres Sweatshirts war tiefend nass. Was hatte sie da drunten gesucht? Noch immer auf allen Vieren, gluckerte Gabriele: Ich bin im Wasser, ich hab mich im Wasser gesehen, ganz tief, Mann, das war ich. Sie staunte, dass sie im Wasser und gleichzeitig hier unter den Bäumen war. Ganz selig und erfüllt von dem Erlebnis, wollte sie es beschreiben und erklären, doch es kam nur heraus: Versteht ihr das nicht?, dann fiel sie zur Seite.

Johannes war, nachdem er sich übergeben hatte, wieder etwas zu sich gekommen, und um Irmgard zu entfliehen, die immer weiter Streit suchte, setzte er sich neben Gabi auf die Erde. Sie tätschelten einander und waren nicht in der Lage, aufzustehen. Ich bin im Weiher, flüsterte Gabriele. Dem Aufpasser Norbert passte es nicht, dass Johannes mit Gabriele herummachte, wo er doch fest mit Irmgard ging. Allerdings war Gabi hübscher, das sah er ein, und im Grunde glaubte er nicht, dass Johannes Interesse an diesen Dingen hatte. Das beruhigte ihn ein bisschen, denn seine größte Angst war, dass wieder jemand verloren ging aufgrund einer Verliebtheit: bei den Älteren hatte er es erlebt. Gereizt rief er zu beiden, die sich inzwischen

umschlungen hielten, hinüber: Hört auf mit dem Scheiß! Norberts Vater, der Installateurmeister Kammerer, bildete im Gemeinderat die Bürgerpartei, die einzige Opposition. Der Vater als politisch denkender Bürger ärgerte sich über Norberts Philosophie: nämlich dass man die Menschen verachte müsse, der nur auf Zerstörung aus sei, und sich dem freien Bewusstsein der Tiere nähern. Mit seinen Freunden stritt Norbert sich oft darüber, ob Tiere denn ein Bewusstsein hatten. Mit seinem Vater redete er schon lange nicht mehr. Er war Vegetarier.

Schließlich schliefen sie ein. Der herbstblaue Himmel des Nachmittags hatte sich mit Schleierwolken bezogen: sogar dämmerte es schon, Nebelfinger am Boden streiften die Schlafenden. Auf der Steinbank lag Norbert und atmete rasselnd mit offenem Mund. Zu den Häusern hin war der Abend schon tiefer, von dort antworteten heulend ein paar Hunde auf das Schnarchen. Aus dem Geäst über Norbert ließ sich eine Fledermaus fallen. Der Motorenlärm wurde stärker, denn die Leute fuhren von der Arbeit nach Hause. Gabi und Johannes hatten sich voneinander weg auf der feuchten Erde jeweils zu einer Schnecke zusammengerollt, Irmgard saß schwer gegen den Bretterstapel gelehnt, ihre Lippen bewegten sich noch. Paul war als Einziger wach. Es gelang ihm nicht mehr, betrunken zu werden, so, wie es früher gewesen war, und Paul musste sich eingestehen, dass er es nicht mehr mochte und ihm der Geschmack des Whiskeys widerlich geworden war. Heimlicherweise hatte er diesmal auch nicht das für jede Runde vorgeschriebene Quantum getrunken und zur Hälfte nur so getan als ob. Schläfrig war er zwar, aber er sah neugierig zu Elfe hinüber, die mit untergeschlagenen Beinen im Gras saß, das Haar fiel ihr übers Gesicht. Als sie wegen der aus dem Boden kriechenden Kälte wieder zu sich kamen, war es fast dunkel. Sie fühlten sich nicht gut und stöhnten, als sie sich im Nebel aufrichteten. Die Bewegungen waren langsam. Irmgard stützte Johannes. Norbert zündete sich eine Zigarette an, Gabriele murmelte, wie durstig sie sei. Paul half Elfe aufstehen und behielt ihre Hand in der seinen.

Es gelang den Kindern, verstört und krank zwar, nach Hause zu laufen. So gut es ging wuschen sie sich die Gesichter und setzten sich zum Abendessen hin. Auf die Fragen der Eltern antworteten sie nicht, die jüngeren Geschwister fauchten sie an. Eine Zeit lang saßen sie noch mit dem Kopfhörer auf ihren Zimmern, bald darauf schliefen sie.

Schlampig und schmutzig war die kleine Stadt, die rund sechstausend Einwohner hatte. Vielleicht lag es daran, dass es noch bis vor ein paar Jahren mitten auf dem Markt Bauern gab, mehrere Misthaufen, mit zwei, drei Kühen hinter niedrigen Mauern, und einen Schafstall. Das Flüsschen, das sich durch die Au schlängelte, führte Unrat mit sich, schläfrige Baustellen, auf denen nichts geschah, außer dass Eisenträger und Maschinen sich mit Rost bedeckten, moderten jahrelang. An solchen Orten, hinter Bauzäunen, die von den Stadtbewohnern in Teilen abgetragen worden waren, lebten Ratten, genau wie im so genannten Stadtpark hinter der Post, wo sie im Müll raschelten, der rings um die Statue der heiligen Hildegard den Boden bedeckte. Vielleicht lag es daran, dass die Stadt in einem Wetterloch steckte und alles mitnahm, was es an schlechten Wetterdingen gab: Der im Frühling und Herbst ohne Unterbrechung aus den flachen Wiesen aufsteigende Nebel, Schauer, die schräg einfielen und entweder dicke Tropfen oder Graupelkörner brachten; und ein monotoner Wind, der, wenn man sich zu Fuß dem Industriegebiet näherte und bei der Kapelle und die Ecke bog, einem scharf ins Gesicht fuhr. Niemand ging da allerdings zu Fuß, niemand besuchte die Kapelle. Auch das Industriegebiet war eher eine Schimäre, außer dem Siemens-Werk und - in späterer Zeit - zwei Supermärkten, stand dort eine verfallene, von Stacheldraht eingezäunte Halle mit einem Wellblechdach, in der vielleicht ein Spediteur einmal seinen Fuhrpark hatte oder die früher eine Lagerhalle gewesen war: Was darin aufbewahrt worden war oder warum sie überhaupt da stand, davon hatte niemand eine Vorstellung und niemand erinnerte sich.

Es ging, an hohen Mauern vorbei, eine ziemlich steile Straße hinunter, bevor man den gepflasterten, alten Teil des Stadtgebiets erreichte; nach den Kälte ausströmenden Mauern kamen Reihen von kleinen Garagen und Schuppen, eine Gegend, wo sich jahrelang ein Rudel Hunde herumtrieb. Die großen Hunde, darunter ein Schäferhund und ein Collie, sonst Promenadenmischungen, die auf dem Niemandsland das hohe Gras bewegten, knurrten, wenn ein Mensch vorüberging, und manchmal in der Dämmerung rannten sie alle zusammen bellend und wie rasend eine Strecke weit. Sie waren Stadtgespräch: Die Annahme vieler, die Hunde seien

verwildert und besitzerlos, wurde von der Polizei zurückgewiesen. An mehreren Tagen, in mehreren Dämmerungen erkundete eine Streife die Situation in dieser wenig bewohnten Ecke. Die Beamten fanden einzelne Tiere, die Marken und Besitzer hatten - alte Bauern meinten, die ihre Hunde gewohnheitsmäßig frei herumlaufen ließen -, kein Knurren aber, kein rasendes Rudel. Verrückt, nannten die Leute, die das Phänomen beim Einkaufen diskutierten, den Polizeidirektor und unfähig die Beamten. Nichts getan werde gegen die Hunde, eine Gefahr für Kinder!; nichts getan werde gegen den Unrat, die Verschmutzung des Bachs. Und unausgesprochen waren die meisten sich einig über die politischen Ursachen der Missstände, und das war nicht das Wetter, an das man seit Generationen gewöhnt war und gegen das man im Freien höchstens mal die drohend hoch gestreckte Faust schüttelte.

Nicht dass die Stadt überaltert gewesen wäre. Sie war kein so genanntes Rentnerstädtchen, wie es sie gibt. Kindergarten, Grundschulen, Realschule und Gymnasium waren notwendig, es wurden von Jahr zu Jahr mehr Schüler. Noch war es nicht die Zeit, dass die jungen Leute, die Familien gründeten und für Nachwuchs sorgten, in wirtschaftlich prosperierende Gegenden fortzogen: Dieser Trend setzte erst später ein.

Ein rundes Dutzend Alte aber regierte die Stadt. Greise und Greisinnen schoben die Wolken vor die Sonne und wühlten im Müll, den sie auf einem frischen Stück schwarzer Erden, wenn die Krokusse herauskamen, auskippten. Bürgermeister Schell war schon immer Bürgermeister. Sein Blick war klein und zwinkernd, leutselig sprach er mit den Bürgern. Sein Zwillingbruder und Nummer zwei in der Hierarchie war genauso ein Männchen mit Hut und zitternden Händen. Ihm gehörte das Hotel Am Kloster, das er mit großem Aufwand hatte renovieren lassen - Holzvertäfelung, Sauna und Telefon auf den Zimmern. Seit zwanzig Jahren war Schell Seniorchef, der abends in dem schönen hölzernen Gastraum von Tisch zu Tisch ging und mit den Fremden - Touristen, wenige Geschäftsreisende - ein paar Worte wechselte. Bei den Stammgästen aus dem Ort blieb er länger stehen oder setzte sich zu ihnen, schimpfend, von Jahr zu Jahr quäkender seine Stimme. Schell, der Bürgermeister, hielt bei den Gemeindewahlen Reden, die nicht viel Sinn ergaben, weil er gern Wörter aus ganz anderen Zusammenhängen in einen Satz aufnahm, zum Beispiel erzählte er Anekdoten aus seiner Studentenzeit, als es um Drogen an den Schulen ging, ein

Thema, das die im Gemeinderat vertretene Nationale Bürgerpartei aufgebracht hatte, und als es zu einer zaghaften Kritik an der eben durchgeführten Flurbereinigung kam – in den ersten Anfangszeiten einer Umweltbewegung –, sprach er statt von der Flurbereinigung immer von seiner Frau, was wirklich niemand mehr verstand, denn die alte Frau Schell lag schon seit vielen Jahren im Grab. Doch er wurde stets wieder gewählt. Das Netz, das er geknüpft hatte, hielt über die Zeit. Mehrmals die Woche hüpfte und hinkte der Bürgermeister an der Realschule vorbei – er hatte die widerliche Angewohnheit, alle paar Schritte stehen zu bleiben und seitwärts auszuspucken –, um seine wichtigste politische Beraterin aufzusuchen: die Ladenbesitzerin Faller, die genauso alt und böse wie der Bürgermeister war. Es gab damals in der Stadt noch mehr Fachgeschäfte und kleine Lebensmittelläden, auch wenn es in der weiteren Umgebung bereits Möglichkeiten gab, billig einzukaufen: Wer ein Auto besaß, konnte zum fünfzig Kilometer entfernten C&C fahren und für wenig Geld Kofferraum und Rückbank voll packen: für viele ein Weltwunder.

In den Laden der Fallerin fielen mittags die Kinder ein, die sich auf dem Nachhauseweg für zehn Pfennig eine Mohrenkopfschmelze oder für zwanzig Pfennig Eiskonfekt kauften – viel brachte das der großen, leicht gebeugten Inhaberin, die mit sanfter Stimme über die Kälte in ihren Knochen klagte, nicht: Reichtümer besaß sie keine. Wie hatte es dann kommen können, dass sie solchen Einfluss hatte und in der Stadtpolitik die Fäden zog? Sie wusste Bescheid, Dinge über die Bürger. Sie flößte Angst ein; dabei war sie schmutzig und vulgär, wenn sie hinten in ihrem Lädchen mit dem Steinfußboden auf einer Bank saß, die auch aus Stein und so kalt und schwarz war wie der Lagerraum und dahinter der modrige Kartoffelkeller. Der Bürgermeister setzte sich zu ihr auf die Bank – das war es, was Vorbeigehende durch das Fenster in der Eingangstür sahen: zwei hockende Krähen, während die taubstumme Enkeltochter der Fallerin die Schulkinder und ein paar Hausfrauen, die noch kamen, bediente. Wie Schell war es der alten Faller gelungen, das Geflecht der Intrigen zu einem lebendigen Tier zu machen, das nicht alterte. Geschichten, die ihren Geschmack verloren hatten oder in Vergessenheit geraten waren, wurden durch frische ausgetauscht: denn eins zog immer das andere nach, wie die Fallerin wusste, und nichts ereignete sich isoliert von anderen Ereignissen. Ein Geheimnis brachte ein neues Geheimnis hervor, und in einigen Familien fürchteten die Enkelkinder das Wissen der Intrigantin und achteten

auf Worte und Blicke: die waren aber selten nötig. Andere einflussreiche Bürger bedienten sich der Fallerin, was diese wiederum geschickt nutzte, um das Fundament ihrer Macht umso stabiler zu machen; auf die gleiche Weise nutzte sie die Gier nach materiellen Vorteilen, das Verlangen nach gewissen Menschen - Wünsche, die offen nicht oder nur halbwegs ausgedrückt werden konnten.

Die Zwillinge und die Ladenbesitzerin hatten, zusammen mit einer Gruppe von Helfern, die Stadt fest im Griff. Die Helfer wurden von den Jungen die Zombies genannt; auch sie waren schon alt und gingen mit steifem Rücken und kleinen Schritten durch die Straßen, umherwandernd sicherten sie die Herrschaft der beiden Greise über die Stadt.

Berühmt war die Klosterkirche für die Schnitzereien am Chorgestühl und die Mumien von Äbten und Adligen aus der Gegend; im Kloster gab es eine wertvolle und geheimnisumwitterte Bibliothek. Wie eine Mumie, fand Elfe, sah der alte Hotelbesitzer und Bürgermeister aus, als sie mit ihrer Mutter an einem Tisch in der Gastwirtschaft saß und er von hinter dem Schanktisch hervor auf sie zugekrochen kam. Elfes Mutter hatte darauf bestanden, mitzukommen, denn sie befürchtete, Elfes freches und herausforderndes Benehmen würden ihre Chancen auf Ferienarbeit in Schells Ausflugslokal verderben. Denn deshalb waren sie gekommen: Elfe sollte während der großen Ferien aushilfsweise als Kellnerin oder Zimmermädchen arbeiten, um ein bisschen Geld zu verdienen – so besorgniserregend war die Situation wieder für Elfes Vater, der immer nach einem zusätzlichen Standbein für sein Geschäft Ausschau hielt, vergebens. Ihre Schwester Gloria würde im Schuhgeschäft aushelfen, das war bereits ausgemacht. Elfe hatte gehofft, dass sie nicht mit dem Alten würde reden müssen. Eine seiner Damen, war ihr am Telefon gesagt worden, die den Betrieb aufrechterhielten, würde sich um sie kümmern. Sie freute sich darauf, als Kellnerin zu arbeiten, selbst Gläser spülen oder die Böden fegen waren verheißungsvoll. Krumm hatte sich das Männchen auf einem Stuhl zusammengerollt und blinzelte Elfe an, die die Arme hob und sich mit beiden Händen durchs Haar strich. Elfes Mutter war wie immer irritiert, weil man nie wusste, welchen der beiden man gerade vor sich hatte, und sie fragte sich, was dran war an dem Gerede über den lüsternen und unsittlichen Charakter der beiden Schells, dass sie Mädchen nachstellten, die jünger waren als ihre Töchter, auch Jungen, hieß es. Aber was hatte es nicht schon alles gegeben in dieser

Stadt, vor der es ihr auch noch nach zwanzig Jahren ein bisschen ekelte. Bei vielem musste man so tun, als merkte man nichts. Dass der Bürgermeister die Kinder tätschelte, gehörte ja auch zur Politik. Der Hotelbesitzer blinzelte und lächelte: auf die aufsässige Kleine, ein hübsches Ding, und ihre Mutter hatte ihn die Fallerin bereits aufmerksam gemacht. So schnell entging den beiden Alten nichts. Die Chefin des Lokals kam an den Tisch, um mitzureden, und sie einigten sich darauf, dass Elfe sechs Wochen im Ausflugslokal am Kloster aushelfen würde. Vernünftige Schuhe, sagte die Chefin, und Elfes Mutter stellte noch einige Fragen, was Elfe peinlich war. Sie verdrehte die Augen.

Elfes Vater saß den ganzen Tag in dem Verschlag, den er Büro nannte. In dem Raum dahinter wurden die Schrauben und Muttern, Feilen, Schraubenzieher und Sägen in Schachteln und Kisten aufbewahrt. Regale mit hunderten Beschriftungstäfelchen reichten bis zur Decke. Auf dem Boden stapelten sich Batterien für Autos, Traktoren und kleine Transporter. Auf dem Rollschrank im Büro stand ein schwarzer Kasten mit den Karteikarten der Kunden. Es war ein merkwürdiges Geschäft. Ein Großteil lief über Versand: Kleine Läden und Bauern, die Konrad mit dem Pkw belieferte, waren die Kunden. Einige Laufkundschaft gab es jeden Wochentag, manchmal auch samstags oder sonntags. Leute aus der Stadt, die Konrad und seinen Versandhandel kannten, kauften für ein paar Pfennige Schrauben oder Möbelbeschläge. Als die Do-it-yourself-Bewegung anfang, traten eine Zeit lang mehr Hobbybastler und -bauer in den unteren Flur, wo das Geschäft auch abgeschlossen wurde, da es sich offiziell ja nicht um ein Ladengeschäft handelte. Auf einem Emailtäfelchen neben der Haustür stand: Eisenwaren. Großhandel. Wie der Lagerraum und der untere Flur mit seinem Steinfußboden war das ganze Haus kalt. Das Gebäude, ein riesiger Kasten, war nicht mal alt, der Großvater hatte es nach dem Krieg auf einem Feld, das der Familie gehörte und damals am Rand der Stadt lag, gebaut. Eine ganze Siedlung solcher war in die Stadt hineingewachsen mit Gärten, die nach vorn, zur Straße hin, völlig kahl waren; nach hinten gab es Sträucher und Hecken; dort, wo Großeltern mit im Haus lebten, wuchsen noch Nutzpflanzen, Kohl und Bohnen, Johannisbeeren und Apfelbäumchen. Kalt wie eine Winternacht atmete

das Haus. Lampen und ölbeheizte Öfen kämpften zaghaft dagegen an. Nach Norden ausgerichtet, mussten die Räume fast ganz ohne Sonne auskommen. Elfes Mutter, die nicht von dort war, fröstelte das ganze Jahr über, und wenn Tante Karin zu Besuch kam, zog sie demonstrativ zwei Strickjacken über und schimpfte laut, dass man in diesem Haus nicht warm werden könne, denn sie hatte keine Familie und war es gewöhnt, zu sagen, was sie dachte. Am kältesten war es im Schlafzimmer der beiden Mädchen, das auch im Erdgeschoss lag und trotz der enormen Ausmaße des Hauses von außen schmal und eng war. Elfe und Gloria saßen sich beim Hausaufgabenmachen an einem Tisch, der die beiden Betten trennte, gegenüber. Gloria hatte ihren Teddybären auf dem Schoß, Elfe sah aus dem Fenster. Elfe lernte nicht gut, was sie begreifen und aufnehmen sollte, blieb ihr fremd. Gloria hingegen war ein stilles Mädchen und eine gute Schülerin. An der Intelligenz liege es nicht bei Elfe, sagten die Lehrerinnen zu Elfes Mutter, am Elternsprechtag, Jahr für Jahr. Gloria lobten sie für die ordentlichen Hefte und ihre Begabung fürs Rechnen. Allerdings beteilige sie sich zu wenig am Unterricht. Beide Mädchen waren verträumt, doch während Gloria sogar in der Pause still stand und zur Erde sah, schwankte Elfe zwischen Verslossenheit und Wildheit. Konzentriert war sie nie, sprang von einem zum andern. Alles lenkte sie ab: das Zittern der Grashalme, wenn sie aus dem Fenster auf den Rasen sah, der hinter dem Haus anstieg, ihre Schwester, die den Teddy umklammerte und am Füllfederhalter nagte. Dazwischen sprang Elfe hoch und warf sich aufs Bett; manchmal ruderte sie mit den Beinen, manchmal sang sie ein Lied. Gloria beschwerte sich nicht. Sie war daran gewöhnt, und sie hatte vor nichts so sehr Angst als vor einem Streit mit ihrer Schwester. Als sie kleiner waren, hatten sie auch gemeinsam gesungen, leise, damit sie ihre Mutter nicht störten, und mit verklärten Gesichtern. Oft waren sie dabei, um sich aufzuwärmen, den schmalen Gang zwischen ihren Betten auf und ab gehüpft. Auf ihre Weise war Gloria in der Schule genauso schwierig wie Elfe: die Lehrer beklagten es. Wenn sie etwas nicht wollte, weigerte sie sich stumm. Manchmal, wenn die Lehrerin sie packte und schüttelte, an den Haaren zerrte - noch lange Zeit war an der Grundschule körperliche Züchtigung an der Tagesordnung -, fiel sie sogar in Katatonie.

Der Vater hatte nicht die geringste Ahnung, dass beide seiner Töchter Sorgenkinder waren. Hannelore, die Mutter, wusste natürlich Bescheid. Dass ihre

schönen Kinder in der Schule große Probleme hatten, machte sie ratlos. So wenig wie ihr Mann sich zurecht fand, so verloren waren die Kinder in der Welt, und sie als Ehefrau und Mutter konnte den Ausgleich nicht, so wie es für ihre eigene Mutter als Zentrum der Familie selbstverständlich gewesen war, nicht herstellen. Hannelore lebte mit dem vagen Wissen, dass ihre Schwiegermutter vieles zu verantworten hatte. Stärker aber waren die Vorwürfe an sich selbst, und ihre Gedanken drehten sich im Kreis.

Elfes Vater musste rechnen. Oft ging es nicht gut mit dem Geschäft: Neue Entwicklungen ließen ihn am Wegrand zurück. Sein eigener Herr sein, von keines Menschen Willen als seinem eigenen abhängig, sagte er, wenn er, was selten war, ins Reden kam, sei Glück. Dabei zehrte die ewige, grau flackernde Ungewissheit all die Jahre an seinem Geist: Er wurde immer seltsamer und eingewickelter, was dem Geschäft zunächst nicht schadete, weil seine ländliche Kundschaft es auch so kannte. Seine Kinder, die lieben Mädchen kannte er kaum noch, seine Frau, sagte er, halte den Laden zusammen. Für Schatten rechnete er jeden Monat, dass das Geld reiche, und oft war es trotzdem zu knapp. Bestellungen fielen aus, Beträge, die er fest eingeplant hatte, fehlten. Sobald alle festen monatlichen Kosten gedeckt waren, musste die Familie sparen. Wenn eins der Mädchen aus seinen Sachen herausgewachsen war, wenn ein Teller zerbrach, war das schlimm. Trotzdem fand Elfes Vater Auswege aus dem die Brust Beengenden: er hatte Ideen. Seine Einfälle setzte er gegen den Zwang des Geldherbeischaffens. Meistens ging es um Unternehmungen, die den Körper gesund halten und den Geist frei machten, wie er sagte, Aufgaben, die er sich selbst stellte. Zum Beispiel: Er fuhr mit dem Rad einen ganzen Tag lang über die Dörfer, in Einsamkeit, um bei den Bauern, die ihn kannten, Eier zu kaufen, davon war er überzeugt, natürlicher und gesünder seien als die vom Großproduzenten stammenden, die es im Laden gab. Als er nach Hause kam, war ein Teil der Eier zermatscht, und wer brauchte auch so viele Eier? – Hannelore backte Kuchen. Im Grunde hatte Elfes Vater von seinen Geschäften nur eine vage Vorstellung, vom Stolz auf die Unabhängigkeit abgesehen: Es ging von Jahr zu Jahr; die Mädchen wurden größer; die Witze seiner Kunden blieben die gleichen, immer das gleiche Augenzwinkern. Träge Veränderungen, die man nicht merken musste, voran aber ging es nicht mehr. Deshalb seine Ausflüge. Sie fesselten seine Gefühle. Was ihn noch an

seine Familie und die Mitmenschen band, war sein Jähzorn. Wie oft in Fällen von jähzornigen Leuten kamen die Ausbrüche nicht oft, brachten aber, wenn sie kamen, die Welt ins Wanken.

Auch hierfür ein Beispiel: Weihnachten, seit Elfe zwölf war, half sie ihrem Vater im Lagerraum bei der Inventur. Weil sie im Gegensatz zu Gloria nicht gern lernt, hatte der Vater Elfe diese Aufgabe übertragen, denn sie musste lernen, was es hieß, sich auf eine Arbeit zu konzentrieren und sie zu Ende zu bringen. Von Elfes schlechten Schulnoten immerhin hatte er gehört, doch ihre Verträumtheit und Schusseligkeit spiegelbildlich zur eigenen zu sehen, fiel ihm nicht ein. Am Tag vor Heiligem Abend, zählte Elfe in der Kälte dann Feilen und Drahtzangen, Schlüssel und Schrauben, nach Größen sortiert, in Hunderterschachteln. Anfangs trug sie Handschuhe, doch damit ließen sich kleine Eisenteile schlecht zählen, und sie musste die Handschuhe ausziehen. Bald waren ihre Finger weiß und taub. Elfes Vater stand am Schreibpult; erst hatte er mitgezählt, jetzt schrieb er das Gezählte auf. Er mochte die jährliche Inventur nicht, und niemand interessierte sich dafür, nicht einmal das Finanzamt. Es musste aber getan werden.

Erst blieb Elfes Vater ganz ruhig, als Elfe ein Karton mit Stahlnägeln aus den Händen glitt. Die Nägelchen klirrten auseinander, sprangen hoch und rollten fort, in alle Ecken und unter die Regale und Schränke. Er ging in die Hocke, um mit aufzuklauben, reichte einzelne Nägel Elfe hin, die sie in der kalten Hand sammelte, nicht um Gottes Willen zu zählen vergaß. Wenn sie zwanzig in der Hand beieinander hatte, häufelt sie die Nägelchen auf der Pultplatte. Sie rutschte auf den Knien umher, kroch schlangenartig in die dunklen Spalten und Ecken. Hundert Nägel lagen bereits auf dem Pult, und einige versuchten immer noch zu entkommen, als der Zorn sich schließlich in Hermanns Brust ausgebreitet hatte, und er richtete sich auf und schüttelte beide Fäuste. Mit in den Nacken gelegtem Kopf stieß er unverständliche Silben aus, röchelnd, noch nicht furchtbar laut. Doch aus Erfahrung wusste Elfe, dass sich das bald ändern und der Druck in seinem Herzen sich in einem Wutgeheul Luft machen würde. Mit einer Hand fegte er die eben eingesammelten und gezählten Nägel vom Tisch. Sie glitzerten in der Luft und regneten auf Elfe herunter. Mit der anderen packte er einen splittigen Balken des Regals; mehr Kartons fielen zu Boden, ein Satz Hämmer mit schwerem Aufprall. Elfe fürchtete sich vor dem Mann, der, über ihr

aufregend, gegen die Bretter trat wie ein Verzweifelter. Doch sie geriet nicht in Panik, die Wut des Mannes würde sich nicht gegen sie richten. Und sie hatte ein bisschen Mitleid mit dem seltsamen Wesen, das im Verschlag saß, das an manchen Tagen morgens wegging und abends immer nach Hause kam. Sie verstand den Vater, sie hatte ja selbst Wut in sich.

Der Lagerraum sah in der Zwischenzeit verwüstet aus, und es war warm geworden in der Steinkälte; es roch nach Schweiß. Elfes Vater schrie jetzt: den Namen seiner Frau und ob alle wohl sich verschworen hätten, ihn zu ruinieren. Hannelore und Gloria kamen der Gewohnheit gemäß herangelaufen. Zu zweit führen sie den hysterisch Verkrampften aus dem Raum. Die Luft dampfte. Elfe sah sich mit hellen Augen um: Sie konnte endlich in Ruhe zählen.

Elfes Mutter streichelte die Hand, den Arm ihres Mannes, der ruhiger wurde, am Tisch in der kahlen, schlauchförmigen Küche sitzend. Gloria brachte das Kaffeegeschirr, klirrte mit den Tassen und Untertassen. Konrad fuhr hoch, fing aber nicht wieder zu schreien an zu Glorias Erleichterung. Sobald Konrad ruhiger geworden war, ärgerte sich Hannelore wieder über seine Unbeherrschtheit und seinen Egoismus und über ihre eigene Besorgnis. Was war das für ein Leben? Wie sollten die Dinge funktionieren, so wie sie früher funktioniert hatten? Wenn der Mann nicht stimmte und die Kinder nicht richtig waren, konnte die Mutter allein nicht glückliche Verhältnisse herstellen. Hannelore erinnerte sich, dass auch ihre Eltern und die Familien, die sie kannten, Geldsorgen hatten. Die Erwachsenen, als sie Kind war, standen oft mit ernsten Gesichtern zusammen vor den Gärten. Das gab es heute nicht mehr. Damals war die Sorge der Normalzustand, aber die Familien gediehen. Niemand schien, wie es ihr seit ihrer Heirat vorkam, so allein und nervös wie sie, wie eine Motte im Lampenkelch flatternd. Sie war sich nicht einmal sicher, ob die Geldsorgen wirklich so groß waren. Die Sparsamkeit war verinnerlicht und automatisch geworden, und jede Ausgabe erschreckte ihr Herz. Sie verübelte ihrem Mann die Selbstständigkeit; sie fand keine Ruhe. Das Wissen, dass es in ihrem Haus nicht so war wie in anderen Häusern, fraß an ihr. Als die Mädchen noch kleiner waren, hatte Hannelore ihnen manchmal an Sommerabenden beim Spielen zugesehen: Wenn sie mit somnambulen Bewegungen auf dem Rasen einen selbst erfundenen Tanz aufführten, sich Prinz und Prinzessin nannten. Die Dämmerung versetzte beide

Kinder immer in Begeisterung und Aufgeregtheit, und sie drehten sich im Kreis, schneller werdend, bis sie hinfielen. Manchmal liefen sie auch zu Hannelore hin, die in der Haustür stand, und sie stießen Jubeltöne aus und umarmten ihre Mutter.

Auf dem Volksfest, als Elfes Vater noch lebte, half Manuel beim Autoscooter, schob die Wägelchen mit den Kunden an und zerrte mit kräftigen Armen solche, die sich verkeilt hatten, auseinander; die roten Marken für eine Runde Autoscooter kosteten fünfzig Pfennig. Vermutlich war die Markenverkäuferin in dem Kabuff, die ewig lachte, Manuels Mutter, der gebückte Mann, der mit Hilfe eines großen Hebels jeweils die Runden freigab, sein Vater. Funken sprühten, wenn die Wagen losruckelten, Mädchen schrien im Schutz der Schlagermusik. Schief hingen wie jedes Jahr die Buden und Attraktionen auf der abschüssigen Wiese – ein schlechter Platz wie eh, klagten die Schausteller; später kamen sie nicht mehr. Alles, was Elfe tat, am roten Sommerabend hinter den Scheunen am Stadtrand, war eckig, so laut schepperte die Musik, und alle anderen Kinder zuckten und ruckten genauso, lautlos. Im Zelt saßen die Alten beim Bier. Manuel lachte Elfe mit großem Mund an und ließ sie und Paul umsonst fahren. Erst spät in der Nacht hatte er Zeit für sie.

Elfe trug ihren neuen türkisfarbenen Pullover mit weißen Streifen. Daran orientierte Gloria sich auf der Suche nach ihrer Schwester in der Menge, immer Elfes Namen rufend. Sie sah Pauls hellen Schopf über den Köpfen der anderen und lief zu ihm hin, doch auch er hatte Elfe verloren und hielt, während er mit seinem Freund Norbert stand, nach ihr Ausschau, rauchte in kurzen, nervösen Zügen. Paul war ein schlanker Junge mit langen Fingern, immer hungrig und angespannt, so, als erwarte er immer das Schlimmste, als könne er, was immer es war, nicht erwarten, dass es eintraf. Seine Mutter, die Queen, die neben der Apotheke wohnte, am Stadtbrunnen, war Witwe: ihr Mann hatte sich nicht lange nach Pauls Geburt betrunken auf die Straße gelegt und war von einem Lastwagen überfahren worden. Die Queen war Grundschullehrerin, alle Kinder, große und kleine, kannten sie von ihrem ersten oder zweiten Schuljahr an; es konnte ihr nie nachgewiesen werden, dass sie die Kinder quälte. Sie hatte Puppenaugen und lächelte mit einem Puppenmund auch noch, als sie älter wurde. Ihren Sohn liebte sie bis zum Äußersten, doch ihrem Mann konnte sie nie

verzeihen, und sie heiratete nicht wieder. Witwen waren, auch wenn sie nicht unter Zauberverdacht standen, in der Stadt nicht angesehen. Viele fühlten sich in ihrer Nähe nicht wohl. Dass die Kinder sich vor ihr fürchteten, führte zuweilen zu nervösen Gesprächen zwischen ihr und Müttern, aber sie lächelte mit runden Zähnen und bewies, dass in ihrer Klasse alles in richtiger Ordnung war.

Über der Tanzfläche ging der Abendstern aus und an, wie ein Stehaufmännchen fand er sich immer wieder ein und ging in den Lichtern nicht unter. Elfe, fand Gloria heraus, tanzte mit einem Jungen aus einer anderen Schule. Sie war noch wie ein Kind bewegungshungrig. Verschiedenes geschah: Gabriele, die mit ein paar Kleineren Kettenkarussell gefahren war, musste sich danach übergeben, Paul hielt die Vorübergebeugte in den Büschen um die Taille fest. Die anderen lachten Gabi aus, dabei war allen ein bisschen übel und schwindlig. Norbert regte sich auf, denn dort, wo Gabriele hinkotzte, war eigentlich ihr Raucherplatz, verdeckt von den Büschen. Noch wollten sie das Rauchen den Eltern und Lehrern verheimlichen. Elfe kam hinzu, vom Tanzen heiß, steckte sich eine Zigarette an und sah sehnsüchtig zu den Autoscootern hinüber, ihr Tanzpartner von vorhin wollte den Arm um sie legen, doch sie ließ es nicht zu.

Später geriet Norbert, der unter dem Arm einen Welpen mit sich herumtrug, am Schießstand mit einem jungen Mann in Streit, den niemand kannte. Er gehörte nicht zu den Schaustellern; vielleicht hatte er beim Durchfahren der Stadt die Plakate gelesen, die das Fest ankündigten. Er trug Motorradkleidung und war vielleicht einundzwanzig oder zweiundzwanzig Jahre alt: wegen seiner Ordnungsliebe und Veränderungsangst, bewunderte Norbert beides, deswegen wurde er so schlecht gelaunt. Elfe, die wartete und die ihre Freunde überall mit hinzog, hatte den Vorschlag gemacht, den Idioten beim Schießen zuzuschauen. Die Jungen hatten Bierflaschen in der Hand. Norbert schüttelte seine Flasche und das schäumende Bier herausspritzen. Dabei zielte er auf den Fremden, der gerade ein Gewehr in Augenschein nahm. Was soll das, schrie der Mann, an dessen Lederjacke das Bier herunterlief, und sie lachten wieder atemlos, nur Paul sagte: Regen Sie sich nicht auf, es war keine Absicht. Norbert gab das Hündchen und die Bierflasche Paul zum Halten, und steckte die Hände in die Hostentaschen. Der Mann in der Motorradkluft ging zu Norbert, der grinste, hin und packte ihn am Arm. Norbert reagierte lässig und stieß den anderen erst mit der linken,

dann mit der rechten Schulter vor die Brust. Eine solche Show von Gleichmut reizte, obwohl er sich nicht mit einem Kind einlassen wollte, den Fremden, und er warf Norbert mit einem Schwung auf den Rücken. Norbert krabbelte über das Gras, richtete sich halb auf und rammte seinen Kopf dem Fremden in den Bauch. Der Fremde ließ, jetzt mit großer Wut, Schläge auf den Jungen hinunterregnen. Norbert stand auf den Beinen und fiel nicht wieder um. Es gelang ihm, dem anderen Schläge in die Rippen zu versetzen; der Mann stöhnte. Die um den Schießstand stehenden Erwachsenen lachten; sie hofften, gerade die Kinder, die die Stadt am wenigsten aushalten konnte, würden von einem Außenstehenden eine Lektion erteilt bekommen, doch als die anfeuernden Rufe und das bockhafte Geblöke lauter wurden, versuchte Paul, von dem jaulenden Welpen behindert, Norbert wegzuziehen. Als Knäuel schoben sich die drei zurück in die Menge. Der fremde junge Mann schaute arrogant und verlegen und strich sich das Haar zurück. Er ging weg. Die Zuschauer murmelten enttäuscht.

Elfe hatte Vogelbeeren gegessen. Sie tanzte; dann hing sie an den Armen ihrer Freunde und vergaß Manuel. Stimmen explodierten, hinter ihrer Stirn flog das Karussell. Sie versuchte auf einem Bein zu hüpfen, aber in ihr war kein Gleichgewicht. Alles fiel ihr wieder ein, und die Erde wollte sie wegschleudern. Sie lachte darüber. Paul, der sie mit einer Hand an der schmalen Taille hielt, fühlte, wie sie sich bog, ein Blumenstengel. Das Gift und das erneuerte Gewahrwerden wirkten sich sturmvoll aus. Später würde Manuel Zeit für sie haben. Sie würde warten, bis er das Gitter zuzog und das Schloss sicherte, alles noch einmal überprüfend. Im Giftrausch wartete sie. Spitzmäulige Schlangenschatten wanden sich durch die vielen Paar Beine, Sommerschlangen, die Musik wurde weniger grell, Männer steckten hinterm Bier die Daumen in die Hosenschlaufen. Elfe schaute aus. Übergewichtige ältere Frauen probierten Schritte aus auf der Tanzfläche – dabei hatten sie Spaß -, während sich die Jungen in die Dämmerung ringsum zurückgezogen hatten. Nur die Handvoll um Elfe war noch auf dem Platz und ein paar, die zwischen den Schaubuden hin und her huschten. In den Fäusten hielt Elfe kribbelnde Tausendfüßler. Sie glaubte, ihr Vater hätte Suchtrupps mit weißen, hellen Taschenlampen ausgeschickt, um sie zu suchen. Sie fürchtete sich, riss sich aber zusammen, dass sie davon nichts laut aussprach.

Paul ging auch. Er ließ Elfe zurück, auf einer Bank sitzend und in ein gelbes Rinnsal starrend. Gabriele und die anderen waren schon weg bis auf ein Mädchen, das bei ihren Eltern saß und Bratwurst und Eis aß: abwechselnd biss sie von der Wurst ab und schob einen Löffel Eiscreme in den Mund.

Am schlimmsten waren die schwarzen Ohrwürmer, dachte Elfe, die da saß und am Daumen lutschte. Als kleines Kind hatte sie geglaubt, aus ihren Verstecken unter Steinen kröchen die Ohrwürmer nachts in Augen und Ohren der Menschen, die im Schlaf nichts merkten. Immer noch hatte sie oft Angst vor dem Einschlafen und beneidete Gloria, die ruhig atmete und wie ein Engel schlief.

Bei der früheren Müllgrube, wo sich Feldwege kreuzten, wartete sie auf Manuel, der, langsam, langsam fahrend, mit dem Auto kam; nicht mit dem Familienmercedes, der den Anhänger zog, sondern mit seinem eigenen Volkswagen. Manuels Vater ließ seinem Sohn lange Leine, solange Manuel die Arbeit machte und die Mädchen anlockte. Am Rand der Abhangs, den hinunter die Stadt dreißig Jahre lang ihren Hausmüll und Bauschutt gekippt hatte, sirrten die Grillen lauter als irgendwo sonst, und im schwankenden Licht der Scheinwerfer ballten sich Mückenschwärme. Auch sonst war die Nacht nicht still, Tritte über den wichen Boden, Schnauben, Aufschwirren in den Schlehen; von den Bäumen raschelten Eicheln, gebremst vom Laub, bevor sie fielen. Aber weil sie den Blick nicht von näher kommenden Scheinwerfern abwandte, hatte Elfe keine Angst.

Manuel hatte eine Decke mitgebracht, die sie auf der Erde ausbreiteten. Elfe flüsterte, obwohl niemand sie hören würde, und erzählte Manuel vom Tag und von ihren Freunden. Manuel war geschickter als sie, als sie sich auszogen und streichelten: für sie war es noch ungewohnt. Hinterher ahmte Manuel seinen Vater und andere Leute vom Jahrmarkt komisch nach. Er konnte nie richtig ernst sein und lachte über ihre Unbeholfenheit. Dabei war er nett und gutmütig und schaukelte sie in seinen Armen. Bald würde er woanders sein. Sie könnten sich schreiben.

Gleich oberhalb des Bauchnabels hatte Elfe von da an eine kleine Tätowierung: grob eingepunktet mit Nadel und Tinte in ihre Haut ein M und etwas, das wie ein Vogelkopf aussah.

Der Jugendtreff war in der Jean-Paul-Straße, ein ummauerter Garten mit einer Wiese und Obstbäumen und einem Häuschen, das früher angeblich eine Art Minibordell gewesen war. Die uralte Frau Pschorr, die später jahrzehntelang demenzkrank im Heim vegetierte, bis sie mit 103 Jahren starb, soll darin während des Kriegs mit drei Freundinnen ein lukratives Ding, wie man sagte, aufgezogen haben, eine Bar und ein Bordell mit allen Schikanen.

Im heißen Sommer, in dem die Bauern über die Dürre klagten, brannte es im Jugendklub. Das Feuer entstand unter der Treppe im Häuschen, in einer schwarzen Ecke, wo einiges Gerümpel herumstand und wohin die von den Betreuern zum Müllhinaustragen verdonnerten Jungen volle Abfalltüten warfen, statt sie auf den Hof zu bringen. Vielleicht hatten ein paar der Kleineren dort im Versteck gekokelt oder geraucht. Die Feuerwehr sagte später, wahrscheinlich sei das Feuer dort gelegt worden, doch mit hundertprozentiger Sicherheit lasse sich das in keinem Fall feststellen. Die Polizei ermittelte wegen Brandstiftung.

Aus dem dunklen Verschlag waren wie Mäuse kleine Flammen gekrochen, unbemerkt von den jungen Leuten, die durch die Haustür kamen, rufend und einander suchend in großen Sätzen die Treppe hinuntersprangen. Die Luft, die durch das Kommen und Gehen hereinströmte, ließ die Flammen wachsen. Eine unnatürliche und nicht vorgesehene Situation: dass der Brand nicht in einer klaren Nacht, sondern an einem heimtückischen Sommernachmittag entstand und als das Feuer schon an den Treppenkanten leckte, Betreuer und Kinder noch lachten und im Garten Pärchen flüsterten und knutschten. Erst als ein Fenster im Erdgeschoss barst und eine weiße Flamme herausschoss, staunten die Kinder über das Phänomen, dass ein Garten brannte. Nah am Haus der Birnbaum zog gierig die Hitze an und sandte dann selbst Funken aus; Glut tropfte ins dürre Gras. Paul und Elfe saßen gegen die warme Mauer gelehnt in der Höhle des dort wuchernden Hollundergebüschs, und Paul redete. Sich aus der eigenen Misere zu reden war sein Ziel, und seine Schmerzen kamen daher, dass er auch Elfe aus der Misere zu reden hoffte. Die Schmerzen hielten ihn zu dieser Zeit am Boden, denn er hatte das Whiskytrinken und die Nachmittage am Karpfenteich nicht nur aufgegeben, sondern hochmütig von sich gewiesen. Mit einem Mal war ihm sein früheres Verhalten kindisch bis zum Äußersten und unbegreiflich erschienen: die Kumpels, die Zigaretten, die Räusche. Elfe hielt – Paul redend – die

Augen geschlossen. Paul sah ihr Gesicht und nicht die Schlangen, die auf sie beide zu durchs Gras krochen und sich von den braunen Blättern des Vorjahrs, dürrem Reisig und ausgetrocknetem Moos ernährten. Erst als der Birnbaum hell brannte, nahmen Elfe und die Bewegung ringsum wahr; es ging keine Wind; aus den Fenstern des Häuschens fiel Rauch in schweren schwarzen Wolken zu Boden. Paul und Elfe schauten. Die Mauern waren von Myriaden glühenden Ameisen bedeckt. In fauchenden Stößen atmete das brennende Haus Ruß aus, der sich über Blüten und Grashalme, auf herumliegende Limonadenflaschen und Zigarettenspackungen breitete. Wir brennen, sagte Elfe mit einem Lachen, alles brennt. Paul hielt ihre Hand fest. Die braunen Schwaden, in die sich die Dinge verwandelten, und die Dämpfe aus Pflanzen und Insekten, lautes Knallen wie bei einem Feuerwerk. Die Flammen ließen ab von den schwarz verkohlten Balken und Mauern und stiegen hoch. Erst dann war lautes Rufen zu hören; und dazwischen Gelächter, als wäre die gesamte Jugend des Städtchens schon lange vor dem Prasseln des Feuers irrsinnig geworden. Mauerbrocken stürzten herab. Jetzt brannte auch die Hundehütte, die dort noch, mitten im Garten, stand, obwohl es keinen Hund gab und niemand wusste, wann es je einen hatte; es war schwer vorstellbar, dass die Huren während des Kriegs sich um einen Hund gekümmert hatten. Früher, in seinem Leben als Säufer, hatte Paul oft in der Hütte geschlafen, so wie es viele Kinder machten. Die Hundehütte stand unter der Eberesche. Ihre Bretter waren grau verwittert, aber stabil, und die Jungen hatten im Verlauf der Jahre grobe Zeichnungen und Wörter eingeritzt: ein Penis mit einem Tropfen, merkwürdige Brüste, Stefan ist schwul und anderes. Ein paar Kinder umringten die Hundehütte, denn dass sie brannte, erschien ihnen als das Wunderbarste. Sie hatten sich an den Händen gefasst und schienen die Glut, die golden von Ästen der Esche auf Schultern und Haare tropfte, und den stinkenden Rauch nicht zu merken; sie lachten nicht wie die Älteren. Erst dann vertreiben die Polizisten alle Kinder aus dem Garten, packten sie an Armen und Hemden. Draußen staunten Erwachsene und Kinder weiter. Die Feuerwehr hatte zu löschen begonnen. Elfe stand auf der gegenüberliegenden Straßenseite an einen Laternenpfahl gelehnt, mit zurückgeworfenem Kopf und geöffneten Lippen. Vielleicht brannte der Himmel und die Felder, die Wäldchen, die sich auf den Hügeln ringsum aneinander reihten bis zum nächsten Städtchen, die Kirschbäumchen, die die Straßen säumten.

Um Elfes Laternenpfahl herum versammelte sich die Clique; ein paar hatten Bierflaschen in der Hand und prosteten den Flammen zu. Sie spielten Feuerwehr wie die Kindergartenkinder. Einige Paare fingen umschlungen zu tanzen an, nackte Arme und Beine schweißnass in der Sonnen- und Feuerhitze. Johannes spielte Luftgitarre und sang lautlos dazu. Vereinzelte Aschenflocken streiften Wangen und Haare. Es war in den großen Ferien. Schlimm wäre es gewesen, wenn ein solches Ereignis während der Schulzeit stattgefunden hätte. Die Kinder feierten abseits der Menge, die sich angesammelt hatte; die meisten Erwachsenen standen noch da mit offenem Mund, doch ein paar hatten begonnen, mit ernsten Gesichtern Gespräche zu führen: dabei ging es wieder darum, was mit den Schülern los war, was werden sollte mit den Söhnen und Töchtern der Stadt – die ihr eigenes Heim anzündeten, die gerade durch solche Einrichtungen wie den Jugendklub viel zu sehr sich selbst überlassen waren und Unheil anrichteten. Das sagte Irmgards Vater, den die Sirenen aus dem Haus getrieben hatten: Er war wertekonservativ, wie er sagte, und duldet an sich keine Gaffer. Er konnte den Mann, zu dem er sprach, eigentlich nicht ausstehen, der Lehrer war an der Schule seiner jüngsten Tochter und den er für homosexuell hielt. Für Lehrer Quietsch wiederum gehörte Irmgard zu den schlimmsten seiner Quäler, doch er wusste nicht, dass er mit ihrem Vater sprach. Die Eltern der Schüler, die er unterrichtet, bekam er selten zu Gesicht. Er antwortete mit einem Kichern hinter vorgehaltener Hand. Alle blickten zum Feuer hin. Der Bürgermeister und sein Zwillingbruder liefen auch umher.

Die langen Ferienstunden fraß der Brand. Der August ging zu Ende, und bald fing die Schule wieder an. Die Feuerwehrleute hatten das Feuer fast vollständig gelöscht. Der Garten war schwarz und nass. Unter einem Schleier feiner Wassertröpfchen rief Gloria wieder Elfes Namen und kam auf die Gruppe zugelaufen. Wie immer fiel ihr das Haar ins Gesicht. Wilde Hoffnungen verknüpften die Kinder mit dem Unglück, die hoch steigenden Flammen hatten etwas gezeigt, eine Veränderung oder einen Umsturz. Auch die verkohlten Stücke und Aschenfetzen waren auf ihrer Seite. Sie setzten auf den Brand. Glorias Hoffnung war konkreter: dass das Feuer Elfe helfen würde, selbst weniger flatterhaft und wild zu sein. Dass sie wieder gemeinsam gehen würden, bis sie sicheres Terrain erreicht haben würden. Bis die Schule zu Ende war und sie beide erwachsen waren. Gloria war entschlossen: Sie

konnte das Ziel sehen. Sie würden zusammenbleiben. Elfe, dachte Gloria, hatte keine Geduld, sich die Zukunft vorzustellen. Sie würden zusammen wohnen, mit hellen Fenstern; kein Schreien und Toben. Arbeiten und nach Hause kommen. Alles, was Gloria wusste. Allen, bloß nicht hier. Sie träumte, wenn sie mit einer Strategie des passiven Widerstands der Wut der Lehrer entgegnete, die mit mahelnden Zähnen daneben standen. Viel besser als Elfe wusste Gloria, dass es woanders anders war, und das Leben draußen war wirklich. Dabei war Gloria mit siebzehn Jahren vernünftig und zartfühlend. Sie schonte die Eltern und war behutsam gegen ihre Schwester. Sogar die Stadtbewohner versuchte sie zu verstehen: wie sie so geworden waren.

Ein Jahr nach dem Brand: Am Tag, als Elfes Vater starb, zeigte sich wieder, dass die Stadt trotzdem nicht unveränderlich war. Nachdem die Einwohnerschaft erst einmal auf die GIs aufmerksam geworden und aufgeschreckt war, wuchsen Unlust und Verzweiflung noch und die Wut auf die eigenen Kinder, auf einen Teil von ihnen; Wut und ein ungutes Gefühl seit dem Brand. Sah jemand, wie ein Rudel Jugendlicher langsam eine Gasse hoch geschlendert kam – im Schneckentempo, wie müde Rentner bewegten sich die Fünfzehn- und Sechzehnjährigen -, zuckte er zusammen und blieb wartend in einem Hauseingang stehen. Nachts wanderten die Scheinwerfer über die Hecken, zwischen den Hügeln versteckten sich die Autos. Liebespaare oder solche, die zu viert oder fünft nachts im still stehenden Auto saßen, einfach so. Später machten es die Diskotheken nach, und riesige Leuchtfinger strichen über den ländlichen Himmel. Die Älteren redeten darüber und spuckten, eine vergessene alte Angewohnheit, die jetzt wieder entdeckt wurde.

In der Eisdiele saßen oft drei Frauen im mittleren Alter - manchmal kann eine Vierte, Rothaarige dazu -, die heiße Schokolade tranken und sich leise unterhielten. Niemand sonst in der Gegend sprach so leise und schonend. Neugierige hatten versucht herauszufinden, wo die Frauen wohnten, doch es war ihnen nicht gelungen. Die Pächterin der Eisdiele nahm jede Woche freitags die Bestellung der Frauen auf und wechselte mit ihnen ein paar Worte über das Wetter; sie kauften Zeitschriften und Zigaretten am Kiosk, und im Sommer standen sie manchmal am Markt zusammen und rauchten. Sie lebten in der Stadt, und Johannes' Mutter hätte zu gerne

gewusst, ob sie verheiratet waren oder berufstätig, doch sie brachte es nicht in Erfahrung.

Sie saßen zu dritt diesmal an ihrem Tischchen neben der Garderobe und aßen Käsekuchen zur Schokolade. Die Lampen im Café waren rot, genauso die Plastikpolster der Bänke und Stühle, die lackierten Tische schimmerten grün und vervielfachten sich in zahlreichen Spiegeln - eine damals ungewöhnliche Inneneinrichtung für einen Eissalon, der zu den modischen Frauen, wie das Terzett oder Quartett auch genannt wurde, gut passte. Nachmittags allerdings belagerten hauptsächlich Kids das Lokal.

Nach dem Sport am Donnerstag holte King, der GI, Elfe von der Schule ab, so oft er frei hatte. Dann wieder samstags trafen sie sich. An diesem Samstag hatten sie schon für den Nachmittag ausgemacht, denn sie wollten noch ein Eis essen gehen, eventuell ins Kino, später in die Disko. King brachte Larry und Darius mit. Darius war Kings bester Freund. Larry passte eigentlich nicht dazu, denn er war weiß und stammte aus einem Wüstenkaff in Nevada, was King und Darius, die aus Washington, D.C., kamen, immer einen Anlass zur Belustigung lieferte. Dünn und schlaksig, überragte Larry die beiden anderen, die gedrungener und muskulöser und kampfbereiter waren. Manchmal, wenn sie zusammen ausgingen, brachten auch Larry und Darius Mädchen mit, immer andere aber: dass ein Mädchen aus der Stadt so lange mit einem GI aus dem Lager ging, wie Elfe mit King, war eine Ausnahme, ihr Verhältnis dauerte mehrere Wochen an. Heute waren King und Darius allein gekommen, und Elfe genoss es, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen. Sie flirtete in aller Kumpelhaftigkeit mit den beiden anderen, ohne sich mit ihnen auf etwas einzulassen, sodass King nicht eifersüchtig war: vielleicht sogar insgeheim froh, nicht alleiniger Zuhörer zu sein, denn so still Elfe zu Hause und in der Schule war, so pausenlos, in einer Mischung aus Schulenglisch, aufgeschnaptem Slang und Deutsch, redete sie, high, wenn sie mit ihren amerikanischen Freunden zusammen war.

Obwohl es den Truppenübungsplatz und das Lager schon lange gab, fiel ihre Existenz den Leuten erst jetzt wirklich auf, nahmen sie die GIs in den Straßen wahr. Über Nacht waren sie gekommen, von heute auf morgen. Die Eisdiele am Markt hängte auch gleich Off-limits-Schild heraus, Hotel, Gastwirtschaft und Ausflugslokal standen den Soldaten hingegen offen, denn zahlende Kundschaft war zahlende

Kundschaft, sagte der eine Schell, und solange es nicht zu Schlägereien kam. Elfe und ihre Freunde trafen sich aber trotz des Schilds im Eiscafé, auch andere hielten es so. Es war für die Pächterin eine Frage des Abwägens.

Ein Mädchen zerbröselte im hinteren Raum Eiswaffeln zwischen den Fingern. Das war Gabriele, die dort wohnte. Aus dem Regen kamen die Jungen als Erstes herein, Elfe mit King und Darius erst später. Larry hatte sich unterwegs schon von ihnen getrennt: Er müsse noch ein Geschäft abschließen. Elfe, anschmiegsam wie eine Blütenranke, passte sich den Menschen an, mit denen sie gerade zusammen war. In der Clique, mit ihren alten Freunden, driftete ihre Seele weg, mit Paul war sie beinahe schüchtern, mit King und Darius schnatterte sie übererregt und ohne dem, was einer der beiden vielleicht mit tiefem Bariton antwortete, viel Beachtung zu schenken. Das Überschneiden der Kreise: Mürrisch hatte Gabriele den Dreien Milchshakes gebracht – ihre Mutter lag mit Migräne auf der Bank im abgedunkelten Kabuff. Johannes und Norbert lehnten am Pool-Tisch – aber sie spielten nicht – und blickten von unten herauf zu den amerikanischen Soldaten, die sie zwar kannten, aber nicht als Erstes begrüßen durften. Die drei unbekanntenen Frauen in ihrer Ecke drehten verärgert die Köpfe, als King und Darius die beiden Jungen bemerkten und laut hallo riefen, sie zu sich an den Tisch winkten. Ebendieses Geschrei, die Begrüßung mit kompliziertem Handschlagritual und In-die-Schulter-Boxen, verbesserte hingegen Gabis Laune, sie tänzelte sogar mit dem leeren Tablett in den Händen ein paar Schritte; auch ihre Mutter war hervorgekommen und stand mit dem Gläserntuch hinter der Theke. In roten und orange Pünktchen spiegelte sich das Interieur in den Tropfen an den Fensterscheiben. Der Regen hatte die Dämmerung früh gebracht. Der Lampenschein verteilte sich rötlich in der feuchten Luft im Raum. Es war schwer zu verstehen, wie es in einer so trägen Atmosphäre zum Krach kommen konnte. Wie immer war es Norbert, der, ein bisschen abseits stehend, nervös wurde und mit dem Oberkörper ruckte; dann hielt er plötzlich den großen Aschenbecher aus Glas in beiden Händen, bereit ihn aufgestellt über das Tischchen rollen zu lassen: der Erfinder des Rads. Gabriele's Mutter, hübsch zurecht gemacht, die blonde Welle ordentlich um den Kopf drapiert, stand mit starrem Medikamentengesicht und räumte Gläser ein; aus Gewohnheit, tatsächlich blicklos sah sie in ihr Lokal hinein. King und Darius saßen mächtig auf den schmalen Stühlen. Sie lachten und hörten Elfe zu, die für den Abend

große Pläne schmiedete und atemlos aufzählte, was sie alles unternehmen wollte. Als der Aschenbecher zu Boden fiel und zerschellte, hielten die beiden GIs inne: Johannes, während es noch klirrte, kniete gleich nieder, um Scherben aufzusammeln: Elfe verdrehte affektiert die Augen (:Kinderkram) und kehrte den Jungen den Rücken zu. Gabriele behielt aus gutem Grund ihre Mutter im Auge, die jetzt, sich bedrohlich aus der gekrümmten Haltung erhebend, aus dem Thekenraum heraustrat. Gabriele, die der Hass auf ihre Mutter schon lange erfüllte, stampfte mit dem Fuß auf. Die drei Frauen am Tischchen fühlten sich unwohl und schoben die Stühle stückchenweise zurück. King und Darius saßen aber regungslos. Dass Elfe fest mit King ging und mit ihm, Larry und Darius um die Häuser zog, gefiel Norbert, dem Tugendwächter der Stadt nicht. Vieles ging ihm gegen den Strich, und er machte vieles zu seiner Angelegenheit. Was die beiden waren, die er heute bekämpfen wollte, empörte ihn nicht, sondern Elfes Gier, ihr Wegstreben in alle Richtungen. Zu ihrer Mutter, die Norbert schon mit knochiger Hand am Arm gepackt hielt, sagte Gabriele: Reg dich bloß nicht auf, Mutti. Norbert stieß Gabriele's Mutter weg, ihr mondblasses Gesicht zerlief zum Weinen. Die Frauen sprangen empört auf, Tassen klirrten. King hob Johannes an den Ellenbogen hoch und setzte ihn zur Seite wieder ab, um bessere Sicht auf das Geschehen zu haben. Mit hoch gehobenen Blusenärmeln zausten die drei Frauen Norbert und versetzten ihm Kopfnüsse, Norbert wollte sich wie Tarzan an einer Kugellampe hochziehen, der Lampenschirm krachte mit ihm zusammen herunter auf den runden Tisch. Der Tisch kippte um. Der Krach war ungeheuerlich, und alle schrien. Weil sie sich ihrer verhärmtten, unglücklichen Schwester verbunden fühlten, mischten sie die drei Frauen ein, die auf vage Weise eine gehobene gesellschaftliche Schicht repräsentierten. Sie kannten die Pächterin des Cafés seit einigen Jahren: Mitgefühl unter Frauen war zu der Zeit in der Kleinstadt noch etwas Neues. King und Darius mischten sich ein, obwohl sie wussten, dass die Männer und Frauen der älteren Generation sie mit Verachtung anblickten und dass sie es sich unter keinen Umständen leisten konnten, in irgendetwas hineingezogen zu werden. Ein weiterer Tisch und zwei Stühle fielen um; der Spiegel vorn an der Theke bekam einen Sprung; Scherben des Lampenschirms, von Kaffeetassen und Aschenbechern flogen noch immer im Zeitlupentempo durch die Luft. Darius zerrte an Norbert, Gabriele an ihrer Mutter - ein befremdlicher Anblick, die fast 40-Jährige, die den 16-

Jährigen gepackt hielt -, eine Menschenkette, und Gabriele lächelte Darius an und sagte: Meine Mutter rastet einfach manchmal aus, Mann, kann die ausrasten. Darius verstand sie nicht und lächelte zurück. Auf dem Boden rang unterdessen eine der Frauen mit Johannes: Sie wussten nicht, wie es dazu gekommen war. Die Frau hatte eine Strähne von Johannes langem blondem Haar um die Hand gewickelt. Johannes versuchte sich zu befreien, ohne seine Gegnerin berühren zu müssen, während King, Elfe und die beiden anderen Frauen als Viererchor zusammenstanden und überlegte, was zu tun war. Sie überboten sich gegenseitig mit großen Armbewegungen und lauten Ratschlägen.

Die Tür wurde aufgestoßen, und vom Regen durchnässt stolperte Paul herein. Seine Schritte waren langsam, er hob die Füße an. Die anderen hielten inne im Chaos, alle blickten zu Paul hin, der im Eingang stand. Paul rief Elfes Namen und ging zu ihr und legte den Arm um ihre engen Schultern: Er werde sie nach Hause bringen, sagte er. Auf diese Weise erfuhr Elfe vom Tod ihres Vaters. Paul berichtete ihr mit leiser Stimme vom Unfall am Berg. Besser so, gemurmelt mit dem Mund in ihrem Haar, als dass sie es durch die jämmerlichen Schreie ihrer Mutter erfahren hätte. Hannelore hatte im Schraubenlager gerade Mausefallen hinter den Regalen kontrolliert, als die drei Männer Elfes Vater hereintrugen. Der Tote war auf einer aus Baubrettern improvisierten Bahre mit Stricken festgebunden. Wissend, dass sie die Leiche eigentlich an Ort und Stelle hätten liegen lassen müssen, dort im Geröll, hatten die drei sie trotzdem aufgeladen. Die Polizei informierten sie erst vom Telefon im Verschlag aus, der Elfes Vater als Büro gedient hatte.

Als Gloria und Elfe kleiner waren, waren sie jeden Morgen auf dem Weg zur Schule guter Dinge und unerfahren wie der neue Tag: sie hatten ihre Leiden komplett vergessen, alles, was ihnen am Tag vorher und das ganze Jahr über angetan worden war. Nicht alle Kinder waren so. Viele gingen frühmorgens bedrückt aus dem Haus, Schwere in der Brust und in den Gliedern; flach atmend überstanden sie die Stunden und hielten den Blick fest auf das Ende der letzten gerichtet, dass endlich aus dem Lautsprecher zum letzten Mal für diesen Tag die Klingel tönnte: an sich ein furchtbares, an Folter erinnerndes Geräusch, das aber den freien Nachmittag mitteilte: den sich

diese vielen als nicht endend, den nächsten Vormittag ins Unendliche verschiebend vorstellten. Natürlich änderte sich das innerhalb einiger Jahre, in der achten Klasse etwa, wenn die Kinder größer geworden waren und rationaler dachten. Elfe und Gloria gehörten der Minderheit von Kindern an, die den vorangegangenen Tag zwar nicht vergaßen, ihn aber so weit ins Entfernte schoben, dass die Angst sich zunächst nicht einnisten konnte, und jeden Tag wieder als neu annahmen – auch das aber, wie bei den anderen Kindern, änderte sich in den ersten Jahren der Realschule, und die beiden Mädchen lernten wie alle so Veranlagten, dass nichts besser wurde. Auf die neuen Einsichten reagierten alle Kinder, die mehrheitlichen alten Hasen, die es vorm Aufstehen graute, und die Minderheit der Naiven, völlig gleich. Sie warteten sehnlichst auf das Ende der Schulzeit und die Freiheit.

Die Realschule lag hinter der Nebelwand am Kanal: mehrere lang gestreckte Bungalows, beige mit roten Einfassungen um die Fenster und Türen; auch einige Geländer und Fahrradständer waren rot lackiert, wo sie nicht von Rost bedeckt waren.

Als Elfe nach den Sommerferien in der Geschichtsstunde bei Frau Gengler saß, wusste sie schon, dass sie schwanger war. Sie schaute aus dem Fenster, ein einziges Spätzchen auf dem Pausenhof hüpfte durchs gelbe Gras. Elfe wiegte sich. Die Arme um sich geschlungen, die Augen geschlossen, bemerkte sie nicht, wie Frau Gengler, die Lehrerin, in ihrem Vortrag über den Deutschen Zollverein innehielt, Verwirrung im Gesicht, sich vor Elfes Pult stellte und herabsah. Die Hand der alten Lehrerin, die sie ausstreckte, um Elfe an der Schulter zu schütteln, zitterte. Oft wenn Frau Gengler verzweifelte in dem Wissen, dass die Schüler jeden Tag, jeden Morgen ihr gegenüber sitzen würden, angstvoll und gelangweilt, mit noch furchtbarer Hoffnung als sie selbst allein auf das Ende der Stunde wartend, zitterten auch Kinn und Wangen und Hals. Manchmal sah sie schnell von rechts nach links, als schüttelte sie den Kopf, wie ahnungslos. Diese Momente häuften sich, in denen ihr das Jetzt in der Zeit aus dem Blick glitt und sie in etwas anderes hineingeriet, angstvoll, ob jemand etwas merkte. Natürlich war ihre nachlassende Geistesklarheit längst bemerkt worden; die Kollegen redeten. Der Rektor zerbrach sich den Kopf; der Brief an die Kultusbehörde wegen vorzeitiger Versetzung in den Ruhestand lag fertig in der Schublade. Die Nachbarn, die sie mit sich selbst reden hörten, Gebete oder Flüche vor sich murmeln, empfanden Mitleid für sie. Den Kindern aber hassten und fürchteten sie.

Die Knochenhand der Genglerin hatte Elfes Oberarm gepackt, und obwohl die Hand nicht die Kraft hatte, Elfe hochzuziehen, reichte das Bohren der Finger in den Muskel aus, dass Elfe, um die höllische Hand loszuwerden, aufstand. Sie hörte nicht, wie die Gengler sie aufforderte, das eben Gesagte zu rekapitulieren, in eigenen Worten nachzuerzählen, und dass sie, die Gengler, darauf eine Note geben werde. Das heißt, sie hörte die Stimme, wie in einem Popsong, doch sie verstand die Worte nicht. Sie ließ die Haare über die Augen fallen, in ihrem Magen zerren und stieß etwas, und sie sagte mit gesenktem Kopf: Blöde Fotze.

So saß sie wie schon im Jahr davor in der Sommerwärme im Büro des Rektors. Es gab wieder eine Verwarnung, denn auf der Lehrerkonferenz hatte die Meinung überwogen, der Tod von Elfes Vater liege bereits drei Monate zurück und könne als mildernder Umstand so nicht mehr herangezogen werden. Rektor Hahnisch machte sich Sorgen um die beiden Mädchen: Anders als Elfe war Gloria eine gute Schülerin, aufsässig zwar, aber gescheit. Auch Gloria hatte vorn einem Jahr im Rektorat gesessen, und er hatte, weil sie betrunken im Unterricht erschienen war, eine Verwarnung ausgesprochen. Wenigstens aber hatte er hinzufügen dürfen: Mein Kind, mit etwas mehr Mühe könntest du eine gute Schülerin sein mit lauter Einsen. An so etwas war bei Elfe gar nicht zu denken. Er würde mit der Mutter sprechen müssen. Bei dem Gedanken wurde dem Rektor übel, denn sein Geheimnis war, dass er weder mit den Kindern noch mit den Eltern, schon gar nicht mit Lehrern, sprechen wollte. Sein Ideal war eine stumme Verständigung, ein Minimum der Rede. Trotz dieser Veranlagung hatte er es in seinem Beruf als Gymnasiallehrer weit gebracht, war erst Konrektor, dann Rektor geworden. Auf Kommunikationsfähigkeit und raschen Zungenschlag kam es in einer solchen Karriere an, und in beidem hatte er es zu großer Geschicklichkeit gebracht - aus dem beherrschenden Wunsch heraus, seine Sehnsucht nach einer schweigenden Welt zu verschleiern. Die Hände hinter dem Kopf verschränkt sah der Rektor die hellen Kreise an der Wand gegenüber, flackerndes Sonnenlicht; er dachte an die Brände in der Stadt, Flammen, die sich an Mauern hochranken und die roten Kanten und Linien zum Schmelzen bringen würden. Wenn es etwas gab, wovor der Schulrektor sich fürchten musste, dann was es das Feuer.

Auf dem Weg vom Rektorat zurück ins Klassenzimmer hatte Elfe schnell auf dem Klo beim Übergang zur Turnhalle, wo selten ein Aufsicht führender Lehrer

hinkam, eine Zigarette geraucht. Die nächste Stunde hatte schon begonnen, und alle begrüßten sie, als sie hereinkam, in ihrer Sprache, wie einen spät hinzukommenden Partygast.

Quietsch, der Erdkundelehrer, krallte sich mit beiden Händen am Fensterrahmen fest, den Rücken zur Klasse gewandt, jeder Muskel verkrampft, und sah hinaus auf den Hof. Püppchen tanzten vor seinen Augen, die ihn mit den Stimmen der Kinder beschimpften: Wichser, Drecksau, Ficker. Die Scheiben schillerten in Kreisen und Schlieren wie Benzin auf einer Pfütze, an Fäden hingen die Puppen mit Spinnengesichtern. Wenigstens das Licht draußen war schön. Elfe und ihre Clique hier in der Neun B gehörten von denen, die ihn quälten, zu den Schlimmsten. Er verzog das Gesicht im Spiegel zu einem Grinsen: Er würde sich, überlegte er, einfach nicht umdrehen; solange er sich nicht umdrehte, war er sicher. Hinter dem Rücken des Lehrers Quietsch ahmte Elfe gerade den Rektor nach, wie er an ihre Verantwortung gegenüber Schwester und Mutter appelliert und an ihre Vernunft. Carambo, Elfe!, schrie sie sich selbst an, Luft schaufelnd mit den Händen, du bereitest deiner Mutter nichts als Kummer. Sieh dich doch einmal an! Sie war außer sich, sodass das den Rektor nachahmende Klopfen mit dem Zeigefinger auf die Tischplatte zum lauten Hämmern geriet und das Pult ein Stück über den Fußboden ruckelte. In dem hellen, modern ausgestatteten Klassenzimmer waren zwei Menschen, die tobten und abwärts trudelten: Quietsch, der Erdkunde- und Chemielehrer, der, wie die Schüler genau wussten, ins Städtchen vor einigen Jahren strafversetzt worden war, und Elfe, die ohnehin immer wütend war, schwanger, die nicht weiterwusste, das war, bevor sie mit Tante Karin geredet hatte.

Solange er sich nicht bewegte, dachte Lehrer Quietsch, und regungslos in die Sonne schaute – nicht einmal die Augenlider durften zucken –, hatte das teuflische Gelächter hinter seinem Rücken keine Bedeutung. Elfes Freundin Irmgard hatte inzwischen die Rolle des Rektors eingenommen. Es gelang ihr gut, weil sie groß und dick war. Wie der Schulleiter, der stets eine Weste trug, strich sie sich mit der flachen Hand über den Bauch, dann glitt ihre Hand weiter nach unten und machte obszöne Bewegungen, und ein Schüler rief: Wichser, Wichser, aber doch verhalten, ganz laut traute er es sich doch nicht zu schreien. Die Zwillinge Jörg und Olaf fielen zu Boden und blökten, wie sie es immer machten. Elfe machte es dem Jungen nach und sang

leise, Spucke in den Mundwinkeln, Wichser, Wichser nach einer Melodie in ihrem Kopf, ihr dünner Körper pendelte wie der Zweig einer Weide, sie machte sogar ein paar winzige Tanzschritte, drehte die Handflächen nach außen.

Quietsch konnte, so groß war der Krach geworden, dass er draußen weit den Flur hinunter zu hören war, nicht länger aus dem Fenster sehen. Er hielt sich die Hand vor beide Augen, als er sich umdrehte, wie ein Blinder nach dem Lehrerpult tastend, kreischte er: Ruhe! Doch die Kinder hörten ihn nicht. Sie hatten in der Zwischenzeit ihren eigenen Rhythmus in ihrem Spiel gefunden: ein paar hielten sich umschlungen, wiegten sich, andere schrien immer noch, fingerschnalzend, unverständliche Silben, viele tanzten und schüttelten wild das Haar, ein Mädchen schlug wie besessen mit dem Rechenschieber auf den Tisch.

Quietsch hatte begonnen, mit beiden Füßen auf der Stelle zu hüpfen. Er kreischte nicht mehr Ruhe, sondern lachte. Er bewegte sich in der Mitte abgeknickt, mit Hubschrauberarmen vorwärts, auf die Schüler zu, die sich im hinteren Teil des Klassenzimmers drängten; ein Grüppchen saß vorn, zeitunglesend. Lehrer Quietsch packte den Jungen, der mit dem Wichser-rufen angefangen hatte, vorn am T-Shirt - ein Regenbogen und ein Schiff - und schüttelte ihn. Die tanzenden Körper um ihn erschlafften, erhobene Arme fielen herunter, als es zum Ende der Stunde klingelte und mit dem Klingeln Mathelehrer und Sadist Herr Wagner hereinkam.

Beim Ausfragen brachte Elfe kein Wort heraus. In den Augenwinkeln hatte sie weiße Flecken, die rasch größer wurden, ihr war übel. Sie träumte und schwankte. Nachdem sie sich wieder gesetzt hatte - Herr Wagner trug eine mündliche Sechs ein - und der Schwindel nachließ, plante sie ihr Leben, auf unbestimmte Weise plante sie ihre Zukunft. King würde sie heiraten, und sie würden zusammen mit dem Baby in Amerika leben. Sowohl von dem Baby als auch von Amerika hatte Elfe nicht mehr als eine verschwommene Vorstellung.

Eine Woche später kümmert sich Tante Karin darum, dass Elfe zum Arzt ging wegen einer Abtreibung: Sie führte Elfe, den Ellenbogen fest in ihrer starken Hand, zu einem Frauenarzt, den sie kannte, dann zu einem Zweitgutachter, ohne den es gesetzlich keinen Schwangerschaftsabbruch geben durfte, ließ Elfe nicht aus ihren Augen. Beide Ärzte redete Tante Karin mit dem Vornamen an, sie war Tennisspielerin, eine Frau, die alle Welt und die richtigen Leute kannte. Menschen wie ihr konnte

nicht einmal der Bürgermeister und seine Schlichen etwas anhaben. Sie bewege sich, sagte Tante Karin von sich selbst, in einer anderen Sphäre, und von ihrer Art seien nur noch wenige übrig.

Tante Karin saß im Wartezimmer, um da zu sein, wenn Elfe aufwachte: Elfe lebte da schon bei ihr. Nach dem großen Streit zwischen Elfe und ihrer Mutter, waren Hannelore und ihre Schwägerin - ich wüsste nicht, was ich ohne dich täte (Hannelore) - zu dem Schluss gekommen, dass es besser war, Gloria würde in dieser schlimmen Zeit als Stütze bei ihrer Mutter bleiben, während Elfe, die seit dem Tod des Vaters wegtrieb, bei der Tante leben und vielleicht wieder zu sich kommen würde. Daran erinnerte sich Elfe: Reifen von weißem Licht, die Luft war kühl, die Hände waren kühl. In der Zeit zwischen dem Einstich und dem Beginn der Narkosewirkung dreht sie den Kopf, weil sie alles sehen wollte. Elfe war noch nie bewusstlos gewesen. Sie kannte nur den Schlaf.

Im Rauch und Rauschen wachte Elfe auf. Glücklicherweise so weit fort gewesen zu sein. Erst allmählich breitete sich im Bauch Kälte aus. Trotzdem wiegte sie die Erinnerung an die Ohnmacht.

Die Mutter von Elfes Vater und Tante Karin war im Zweiten Weltkrieg Pianistin gewesen, die Konzerte gab und es auch zu Radioaufnahmen brachte. Sie war glühende deutsch-baltische Nationalsozialistin, weswegen sie nach dem Krieg nicht mehr auftreten durfte und nur noch privat spielte. Nachdem sich so alles geändert hatte und sie in ihrer kleinen Mietwohnung, mit dem Flügel und geringen Geldreserven, von ihrem Mann geschieden, den Anschluss an das großbürgerliche, musisch gebildete Milieu, aus dem sie kam, nicht mehr fand, starb sie.

Konrad und Karin wuchsen größtenteils bei ihrem Vater auf, denn auch als sie noch lebte, hatten nervöse Störungen die Klavierspielerin daran gehindert, sich der Erziehung ihrer beiden Kinder zu widmen. Der Vater, um einige Jahre jünger als seine Frau, war irgendein hoher Beauftragter in der Wirtschaft und bei der SS gewesen. In den Fünfzigerjahren versuchte er, einen von ihm ausgetüftelten Ofen - er hielt sich auch für einen Erfinder - zu verkaufen, einen Allesbrenner. Als junge Leute halfen Karin und Konrad ihm bei den Geschäften, die aber nie so richtig aufblühen wollten.

Karin studierte nebenbei, Konrad träumte und versäumte die Chance auf ein Studium, dann lernte er Hannelore kennen. Über etliche Abzweige wurde aus dem Ofenverkauf Konrads Eisenwaren- und Batteriehandel.

Die Mädchen kannten die Großeltern von den Erzählungen ihrer Tante her: Bilder von ihnen gab es im Haus nicht. Karins Unglück war der kulturelle Niedergang ihrer Familie. Meine Eltern, sagte sie oft, waren so interessante Menschen! Und dann sah sie sich um, sah die biedere Hannelore mit den Töchtern, ihren ganz und gar verkümmerten Bruder, der vielleicht aber noch nie viel hergemacht hatte. Von den Mädchen schlug Gloria der Mutter nach: Beide waren bodenständig und langsam. Elfe immerhin träumte von einem andern Leben, hoffte Karin. Sie hatte einerseits Ehrgeiz; andererseits lockte das Ordinaire sie an. Nach Bildung verspürte sie nicht den geringsten Wunsch. Immer gegen die Gewöhnlichkeit ankämpfend, verstand Karin etwas vom anderen Leben. Von ihrer Mutter hatte sie mit Hakenkreuzen verzierte Libretti und Programmhefte der Bayreuther Wagner-Festspiele aus dem Jahr 1940 geerbt, auf die sie sehr stolz war. In ihrer Wohnung bedeckten Bücher die Wände des Flurs, leinengebundene, Rücken an Rücken. Dabei hatte sie zum Lesen wenig Zeit, pickte sich nur ab und zu ein Häppchen heraus aus einem Band. Vieles Geschriebenes war ihr unverständlich; sie las Frauenromane. Im Wohnzimmer stand ein Flügel, sie spielte darauf, doch das Talent ihrer Mutter hatte sie nicht geerbt. In ihrer Wohnung war es still, zwei Angorakatzen, die geliebt wurden, strichen darin umher.

Trotz der Rede von der vernünftigsten Lösung hatte Hannelore ihre Tochter nicht gern gehen lassen. Sie misstraute ihrer Schwägerin. In den wenigen Wochen, in denen Elfe im Gästezimmer bei Karin wohnte, kam ihre Mutter mehrere Male in die Wohnung, um nach dem Rechten zu sehen. Das Gästezimmer war eine Kammer mit einer alten Truhe, einem Klappbett und einem Bügelbrett, das ebenso groß war wie das Bett. Aber es war okay. Elfe ruhte sich nach dem Schwangerschaftsabbruch aus und teilte sich mit den Katern die staubige, immer parfümierte Luft. Sie solle sich Zeit lassen, sagte Tante Karin, insgeheim vielleicht froh, jemanden bei sich zu haben. Zur Schule ging Elfe nicht mehr. Auch Paul kam, um sich zu überzeugen, dass es ihr gut ging. Er glaubte nicht, dass die Tante einen guten Einfluss auf Elfe hatte, doch er behielt seine Besorgnis für sich. Seit dem entsetzlichen Ende von Elfes schulischer Laufbahn war er ihr gegenüber zum Spaßvogel geworden, was seinem Charakter

wenig entsprach. Er wollte sie aus sich locken und aufmuntern. Elfe kochte chinesischen Tee für Paul, und sie passten beide auf, dass nichts von Tante Karins guten Sachen zerbrach oder sonst irgendwie beschädigt wurde, denn Tante Karin regte sich auf. Sie wurde zwar nicht hysterisch, nahm solche Unfälle aber gern zum Anlass für Lamentationen und Predigten, bei denen sich ihre Wangen röteten. Elfe und Paul planten die gemeinsame Reise, die sie bald unternehmen wollten. Mit dem Auto hinausfahren, sie suchten ein Ziel.

Erst als Elfe bereits mit Ferdinand fortgezogen war, kam es zwischen Hannelore und Karin zu folgender Auseinandersetzung:

Hannelore war gekommen um einige Dinge, die Elfe vergessen und liegen lassen hatte, zu holen. Haarbürste, Plastikpüppchen, BH unter dem Bett - Unrat, sagte Karin. Hannelore erwiderte nichts. Die Mädchen, sagte Karin, jetzt, wo Konrad tot ist, wachsen dir über den Kopf. Du hast deine Töchter verzogen, siehst du, was ich dir vor Jahren gesagt habe, und sie wissen nichts von etwas Besserem. Ihr Unverstand schreit zum Himmel, und sie werden nie ein interessantes Leben kennen lernen. Beschränkt sind sie, beschränkt! Konrad, erwiderte Hannelore mürrisch, hat die Kinder nie richtig gemerkt. Karin: Sie sind verwahrlost, es ist nichts aus ihnen geworden, aber ich kümmere mich um sie. Das schulde ich Konrad. Du schuldest ihm nichts, sagte Hannelore mit abgewandtem Gesicht, was hat eins mit dem anderen zu tun? Karin fuhr fort: Die Tragödie meines Lebens (solche Phrasen verwendete sie auch in der Alltagsrede) ist, dass ich selbst keine Kinder haben konnte. Hannelore wurde mit einmal aufsässig gegen die herrschsüchtige Schwägerin: Dummes Zeug, du wolltest nie Kinder. Elfe, wenn ich bloß wüsste, wo sie ist.

Jammere nicht, befahl Karin. Immerhin ist der Mann Künstler, er ist am Theater. Er hat sie wohl nicht erwürgt und im Walde verscharrt. Sie lebt bei ihm in der Stadt und wird dich sicher bald anrufen, sie wird schreiben. Hannelore stopfte einen türkisfarbenen Pullover, den sie aus dem Katzenkorb gezogen hatte, in den Plastikbeutel mit Elfes Sachen und setzte sich unaufgefordert aufs Sofa. Seit dem Tod ihres Mannes war sie härter geworden. Konrad, selbst schwach, hatte sie zu einem ängstlichen und unentschlossenen Charakter gemacht. Jetzt streifte sie die Nachgiebigkeit ab und nahm nach und nach die Rolle der unsympathischen Witwe an. Von diesen gab es eine ganze Menge in der Stadt. Sie kämpften noch für ihre Kinder,

hatten aber sonst wenig in Aussicht. Vielleicht, sagte Karin, wird Elfe in der Stadt ihre künstlerische Seite entdecken, mit einem Mann, der am Theater arbeitet, immerhin. Du weißt, rief sie über das Zimmer hinweg zu Hannelore hin, während sie eine Dose Katzenfutter dicht an die Augen hielt, um die Aufschrift zu entziffern. Du weißt, meine Mutter war eine große Künstlerin. Diesen Satz hatte Hannelore Dutzende Male gehört. Sie verdrehte die Augen, was auch ein ganz neue Übung für sie war. Ihre Schwiegermutter hatte sie nie kennen gelernt, doch hasste sie dieses rein sprachliche Gespenst.

Tante Karin hingegen hatte, trotz Elfes Widersetzlichkeit und ihres schlechten Umgangs, neue Hoffnung geschöpft. Sie hatte die Zähne zusammengebissen, wenn sie das nuttenhafte Benehmen ihrer Nichte beobachtete, und dann war die Schwangerschaft hinzugekommen. Sie war für ihr Abwartenkönnen belohnt worden. Der Schwägerin voraus hatte sie, dass sie Ferdinand, den Künstler, gesehen und gesprochen hatte. Es war nicht viel gewesen. Sie hatten ein paar Worte über die Geschichte des Klosters gewechselt. Der Mann war nicht mehr jung, vielleicht Mitte dreißig; er hatte lange schwarze Haare, die vorn dünn wurden, und einen gelangweilten Gesichtsausdruck. Er war Bühnenbildner am Städtischen Theater der Kreisstadt, oft war er auch mit seiner Truppe auf Reisen, war in Frankreich und Holland gewesen. Das hatte Elfe ihr erzählt (Elfe wusste, was Tante Karin hören wollte). Ersichtlich wurde an diesem Nachmittag, als sie im Lokal Kaffee tranken, dass Ferdinand Elfe attraktiv fand und in ihr vielleicht Schönheit sah. Es war noch nicht alles verloren! Karin füllte das stinkende Zeug in den Futternapf.

Das Kind ist fort, weil du ihm Flausen in den Kopf gesetzt hast, sagte Hannelore, die dem Gedankengang ihrer Schwägerin leicht folgte, kalt. Doch so einfach, wie sie es als Mutter sah, war es natürlich nicht.

Schnell war alles gegangen. Elfe hatte im Büro des Rektors noch einmal gelacht, geschrien und mit dem Fuß aufgestampft. Schon am nächsten Tag hatte Karin sie weggehext. Niemand sollte erfahren, wo Elfe war; doch als King am nächsten Tag an der Tür klingelte, gab Hannelore ihm, weinend, Karins Adresse. Elfe sei zur Erholung fort, sagte Karin, entsetzt, dass ein amerikanischer Neger da stand und nach Elfe fragte, und, nein, sie werde nicht sagen, wo, und sie wisse nicht, wann Elfe wiederkommen wird, denn Elfe habe einen Nervenzusammenbruch erlitten, a nervous

breakdown, sagte Karin. King kratzte sich am Kopf und lächelte nicht mehr. Er blickte zu Boden und sagte, denn das konnte er auf Deutsch, auf Wiedersehen und ging; er war sich wohl sicher, dass er in einigen Wochen wieder mit Elfe zusammen sein würde. Seiner begrenzten Erfahrung nach, denn auch er war noch jung, fanden sich die Dinge am Ende. Elfe, in einem anderen Teil der Stadt, dachte tatsächlich auch an King, plante träumerisch immer noch, weil Ferdinand erst in der Zukunft war und noch keine Gestalt hatte.

Für Paul machte Tante Karin eine Ausnahme. Elfe brauchte einen Freund, und Paul war ruhig und verlässlich. Hätte es nicht ihren Grundsätzen und ihrem ganzen Streben so sehr widersprochen, hätte Karin sich vielleicht eingestanden, dass sie den jungen Mann mochte. So aber musste sie die Augen offen halten und die Kinder beobachten, damit sie nicht zum Paar wurden. Aus dem staubig-grauen Betonblock ihrer Lebensenttäuschung wollte Karin mit Elfe als Stellvertreterin eine Flamme locken. Auch wenn sich bislang bei ihren Nichten wenig von etwas Höherem gezeigt hatte und die Familie immer weiter herabgesunken war, hatte sie Hoffnung. Könnte es sein, dass das Erbe doch weitergereicht worden war durch die Generationen? Konrad war, vor allem in späteren Jahren, nichts weiter als eine Karikatur seines einst viel versprechenden Selbst gewesen. Karin setzte auf die Anlagen in Elfe. Zunächst aber entsetzte sie noch einmal, als sie am Abend im Bad die Tätowierung auf Elfes Bauch sah. Erschüttert betrachtete sie das kleine schwarze M und bog sich hierhin und dahin, um von allen Seiten einen Blick zu erhalten, schwarze Tinte auf gebräunter Haut, ein M, ein Ornament. Es konnte nicht ertragen werden. Sie wandte sich ab. Im Schwung, einen Moment lang auf einem Bein stehend, schwankte sie, trat mit dem anderen Fuß wieder auf den Boden und in die Pfütze, die Elfe wie immer vor der Wanne hinterlassen hatte. Sie rutschte und fiel, schlug mit der Hüfte hatte gegen den Wannenrand. Haltsuchend griff sie nach dem kleinen Bord, das Elfe gleich nach ihrem Einzug in Beschlag genommen und mit farbigen Tuben zugestellt hatte. Grüner und violetter Lidschatten, grelle Lippenstifte, die Puderdose stürzten in die Wanne. Elfe, die mit beiden Händen auf dem Rücken versuchte, ihren BH zu schließen, sah erstaunt auf die wirbelnde und schreiende Gestalt ihrer Tante, Aufplatzen von Glasfläschchen. Sie sprang rückwärts aus der Tür und blieb stehen, um zu sehen, ob mit Tante Karin alles in Ordnung war. Diese stand aber bereits auf und testete, ob

etwas beschädigt war: hob vorsichtig erst den einen, dann den anderen Fuß an, ließ die Arme pendeln, spreizte die Finger. Sie wusste dann, dass ihre nichts passiert war, ein blauer Fleck an der Hüfte, doch sie fühlte im Inneren Schmerzen. Sie stand reglos und sah nicht zu Elfe hin, die weghüpfte. Alles ist hin, dachte Karin, ihr Wollen und Wirken war für die Katz, glaubte sie schreckliche Augenblicke lang. In der Magenrube spürte sie, dass eine solche Tätowierung einem Menschen die Augen öffnete, es verrückt war, ihre Hoffnungen in Elfe, eine kleine Schlampe, zu setzen. Doch dann brachte sie mit schnellen inneren Argumente die höhnische Stimme zum Schweigen, sie füllte das aufgerissene Loch erneut mit Zuversicht, die sie in ihrem Leben immer aus nichts hervorgeholt hatte, und richtete sich auf. Sie selbst war noch nicht so alt! Sie fühlte sich wieder elastisch und beugte sich vor, um die Scherben aus der Wanne zu klauben.

Sie lag im Zelt flach auf dem Rücken und kerzengerade, die Arme seitlich am Körper ausgestreckt. An ihrer rechten Hand konnte sie den Druck von Pauls Hüfte spüren. Es war ungewohnt, normalerweise schlief sie auf dem Bauch, die Knie angezogen. Sie konnte die Erde und Steinchen und Wurzeln fühlen. Paul neben ihr atmete gleichmäßig, durch die Zeltwand erkannte sie in einem schwachen Schimmer die Umrisse der überwucherten, sterbenden Föhre am Waldrand, die Sterne waren nicht wie versprochen geblieben, die Nacht stand still, früh morgens würde Wind aufkommen. Elfe hatte noch den Geruch der Pfauenaugen auf gläsernen Disteln, zwischen den Schotterhaufen am Straßenrand in der Nase, als sie Rast machten, den Geruch der Butterbrote, die Paul mitgebracht hatte, der Plastikgeruch der heißen Sitzüberzüge in der Ente. Paul hatte beim Fahren mit strahlendem Gesicht das alte Lied I can't get no satisfaction von den Rolling Stones gesungen, was Elfe eher an seinen Lippenbewegungen ablas, als dass sie es hören konnte, denn der Fahrtwind schlug die Laute weg. Sie hatte die Augen zugemacht: Haare und Wimpern und Gedanken riss der Wind mit. Paul war, während er fuhr, glücklich, Elfe zu betrachten. Er sah von hoch oben sich selbst und Elfe in der himmelfarbenen Ente über die Autobahn gleiten, geräuschlos, während die anderen glitzernd auf mehreren Fahrbahnen an ihnen vorbeiflogen; mehr als neunzig machte der zCV nicht. Er sah,

wie seine Brust sich hob und senkte mit Leben, wie sich Elfes Hände in ihrem Schoß, in ihrem Schlaf falteten und lösten und wieder falteten, wie sein Herz hinter den Rippen strahlte. Paul sang. Er nahm eine Hand vom Lenkrad und schob Elfes Pullover, den sie sich übergelegt hatte, ihre nackte Schulter hoch. Versehentlich berührte er mit dem Rücken des Mittelfingers ihre Haut, die sich weiß und kalt anfühlte. Sie beide trugen Jeans und Turnschuhe, Paul eins seiner Snoopy-T-Shirts, Elfe ein Hemd mit Spaghettiträgern. Paul dachte und sang dabei, dass sich Elfe in diesem Sommer wenigstens erholen müsse, und genoss das Gefühl, sie zu beschützen. Er erschrak, als der Schatten eines kurzen Tunnels plötzlich Elfes schmalen Körper, der im Gurt nach unten gerutscht war, einfasste.

Im Zelt: Glasscherben, Rasierklingen, die ein Kind sich zurechtlegt, dachte Paul, am Ortsrand, an einer schattigen Stelle, wo es vielleicht früher gespielt hatte. Oder es fand sich auf dem elterlichen Dachboden, wo Sonnenstäubchen flirrten und der Zement noch neu roch: Hauptsache, ein Versteck.

Sie hatten Feuer gemacht mit trockenem Gras und einigen unterm Gebüsch hervorgezogenen zersplitterten Brettern - sie waren nicht weit entfernt von der Straße, die Hecken fassten ein dreieckiges Stück Wiese ein. Dort, wo das Gras am dichtesten war, hatte Paul das Zelt aufgebaut. Wasser gab es keins, aber sie hatten an einer Tankstelle leere Cola-Flaschen mit Wasser aufgefüllt, deshalb ging es. Elfe rauchte und sah in die Flammen. Wo an den Bretterstücken Farbreste waren und rostige Nägel herausragten, sprühten die Flammen rosa, violett und grün, in schillerndes, spiegelndes Glas schien das verkohlte Holz eingeschlossen. Ab und zu knallte es leise, und einzelne Bonbonflammen flatterten hoch. Dann wurde das Feuer kleiner. Die Asche war weiß, noch an den Rändern glühende schwarze Trümmer lagen darin.

Dorthin gehen, wo niemand einen vermutet, eine Zeit lang jedenfalls: ein Junge, der mit Paul am Gymnasium in die gleiche Klasse ging, hatte zu Hause auf dem Dachboden im Lichtdunkel herumgewühlt und sich am Balken erhängt. Überhaupt spielte das Erhängen eine große Rolle. Die Tochter einer Cousine seiner Mutter hatte draußen vor der Stadt in der Au einen einzeln stehenden Baum gewählt. Zwei Tage suchten die Eltern, Verwandten, Nachbarn und die Polizei im Haus, in den Straßen und bei den Schulkameraden der Tochter; am dritten Tag zogen sie als Suchtrupp aus

der Stadt, wo sie sich verteilen wollten, um das Mädchen zu finden. Insgeheim gingen die Polizisten von der Annahme eines Gewaltverbrechens aus. Doch als einer der Nachbarn hochsah von der Wanderkarte, über die sich alle gebeugt hatten, sah er gegen den Horizont als Scherenschnitt die Leiche des Mädchens vom Ast hängen. Ein leichter Wind ging, das Laub bebte. Der Körper schwankte leise hin und her. Weithin sichtbar war das tote Mädchen, im Versteck und vor aller Augen. Einer stieß den andern an, bis sie, alle Gesichter zum Horizont in ausgerichtet, starr standen.

Was Paul und Elfe wussten: eine junge Frau, die älter war als sie beide, hatte sich vom Balkon gestürzt; zwei Fünfzehnjährige und ein Siebzehnjähriger zusammen von der Brücke, als sie noch nicht gesperrt war. In der Tat war es an der Brücke mehrfach zu Gruppenselbstmorden gekommen, wie reife Pflaumen, hatte jemand erschüttert zu einem Vertreter des Stadtanzeiger gesagt, fielen die jungen Leute herunter. Dennoch hatte sich auf perverse Weise Bürgermeister Schell lange Zeit geweigert, die still gelegte Bahnbrücke sperren zu lassen, immer aber erschien er ernststen Schritts bei den trauernden Familien. Die vielen Suizide wurden nicht verheimlicht und beschwiegen. Ausführlich wurde die Möglichkeit diskutiert, dass sich darin ein weiteres Mal der Wahn manifestiere, der die moderne Jugend im Griff hatte und sie alles auf den Kopf stellen ließ: sogar Leben und Tod. Viele Ältere dagegen meinten, das sei in der Gegend schon immer so gewesen: Der giftige Wind bringe Depressionen mit sich, oder, sagten andere, ein Unglück in der Vergangenheit schleppe sich fort und befall die Kinder. Im Fall der Zwanzigjährigen war der Vater im ganzen Viertel bekannt für sein Schreien und Brüllen, das über die Gärten hinweg schallte; nach dem Tod seiner Tochter raste er nicht mehr, sondern stand morgens Bier trinkend unter dem Balkon an der Stelle, wo ihr Körper aufgeschlagen war.

Wie die Zwillingbrüder zeigte Pauls Mutter eine unheimliche Lust an den Todesfällen unter Teenagern, denn sie liebte die Kinder, die ihr anvertraut, in ihre Macht gegeben waren, nicht. Paul war zu jung, um das Scheele und Grausame im Wesen seiner Mutter wahrzunehmen, gar zu verstehen; die anderen nahmen es hin, wie eine harte und schicksalhafte Tatsache, im Wissen, dass sie keine Chance hatten, die Erwachsenen von dem trüben Treiben der Hexe zu überzeugen. Oft verteidigte Paul seine Mutter, er hielt zu ihr, und auch das musste so sein, war unumstößlich. Doch er hatte Angst um Elfe. Sie gehörte zu denen, die den Schritt wagen würden.

Einen verzweifelten Schritt, sagten die Erwachsenen, doch untereinander sprachen die Jungen und Mädchen vom Schritt in eine kristall-glitzernde Freiheit und sahen neidvoll auf die Toten. Paul wollte, dass Elfe am Leben blieb. Was für eine beschissene Stadt, dachte er oft bei sich.

Die Müdigkeit hüllte sie ein, mehr noch als Schwärze in ihrem kleinen Zelt. Die Müdigkeit machte die Dinge alle einfacher und die Körper bequemer, zusammenpassender. Sie schmiegteten sich aneinander, und nichts störte. Anders als bei älteren Menschen war die tiefe Erschöpfung, die Elfe und Paul nach den Wirrungen der letzten Wochen und der Autoreise fühlten, süß und willkommen. So konnten sie, auch wenn es ihnen nicht bewusst war, zusammen sein, ohne dass sie sich wie im Wachsein gegenseitig misstrauten. Sie schliefen nicht miteinander. Sex machte Elfe nichts aus; sie hatte mit all den Jungen geschlafen als Teil einer Mechanik, die sie nicht verstand und die sich immer wiederholte; sogar Ferdinands Freund Albert versuchte sie später ins Bett zu ziehen. Paul hatte viel weniger Erfahrung. Ganz sacht aber legte er im Dämmern die Hand zwischen Elfes Beine, und Elfe lächelte. Dann schon schliefen sie beide fest.

Vor dem Kloster standen die üblichen Kastanienbäume; im Sommer war das Ausflugslokal gut besucht; auch Touristen kamen, Fremde. Als er aus dem Schatten trat, sah Ferdinand einen schwarz-gelben Feuersalamander, der sich in einem lärmfreien Winkel auf dem Beton wärmte. Der Salamander saß in seiner Behändigkeit erstarrt, dahinter, im verschwommenen Bild, die schweren Brüste der Frauen, die schweren Bewegungen der Männer, Blätterschatten auf den Gesichtern. Die Luft war von den Blüten klebrig. Am Tischchen vor der Eingangstür, auf dem die Kellnerinnen Aschenbecher stapelten und Eisschalen in Pyramiden, stand Elfe, die aus einem Rest Limonade versuchte eine Wespe zu retten. Das Limonadenglas war tief, und die Wespe hatte sich schon müde gestrampelt. Elfe steckte eine zusammengerollte Papierserviette in das Glas, damit sich die Wespe daran festhalte, doch es klappte nicht. Eine dicke Kollegin, die aus dem Schankraum kam, herrschte Elfe an, dass für solches Spielen keine Zeit sei.

Das Körperchen des Salamanders bebte, er wandte den Kopf und saß dann wieder regungslos. Als Ferdinand nur einen Augenblick zu der jungen Kellnerin am Haus hinübersah, verschwand der Salamander; sie waren schnelle, zauberische

Geister. Schmal und beweglich, mit schwarzem, vorn dünner werdendem Haar, war Ferdinand eine Erscheinung, die unter den fest gebauten, Hüte tragenden Einheimischen auffiel. Nicht so sehr allerdings, als dass er mehr Aufmerksamkeit als ein paar gerunzelte Blicke erregt hätte, denn an die Fremden waren sie gewöhnt; man hielt sich für aufgeschlossen. Das Ausflugslokal gehörte zu den Orten in der Stadt, an denen das zu Hause übliche Schreien und Zanken nicht gestattet war, nur ein Murmeln hing in der zähen Luft, laut war das Schlagen von Messern und Gabeln auf Tellern. In der Stadt war es draußen still; die Frauen lachten mit geschlossenem Mund.

Sie retteten – Ferdinand trug noch immer seine moderne Ledertasche, eine Art Seesack, am Gurt über – dann zu zweit. Ferdinand hielt das Glas schräg, und Elfe steckte die zusammengerollte Serviette hinein, sodass die Wespe ins Trockne kriechen konnte. Sie beobachteten das Insekt, das sich putzte und hochschwirrte. Elfe machte erschrocken einen Schritt zurück. Gleich damals kam es Ferdinand so vor, als stünde Elfe unter einem besonderen Schutz – wie der Feuersalamander unter den Wirtshaugästen.

Am Tisch im Schatten saß Paul mit seiner Mutter, der Queen, die Kuchen aß. Sie trug wie immer eine Maske, nur die hellen Augen bewegten sich sehr schnell, hierhin, dorthin richtete sich ihr Blick, die Leute beobachtend. In den Augen spiegelte sich, was geschah: von den Kastanien fielen Käfer in die hohen Frisuren der Frauen, Großväter hielten ihre Enkel gepackt, eiserne Hände legten sich auf Arme und Knie. Im Kies bissen sich zwei Hunde, nach denen Zuschauer mit Steinen warfen. Die Hunde kläfften und knurrten, das konnte sie sehen, doch nichts war zu hören außer dem betäubenden Rauschen der Baumkronen. Pauls Mutter schluckte große Stücke Torte und sah Kerzen flackern in der Tageshelligkeit auf einem der Tische, wo junge Leute saßen, die verlegen die Köpfe senkten und sich gegenseitig anstießen, dann legten sie, wer es am längsten aushielt, die nackten Arme über die Flammen.

Paul, den Blick auf die sonnenbemalte Hauswand gerichtet, sah von diesen Dingen nichts.

Das rasende Lärmen im Kopf der Lehrerin wurde von Stille abgelöst. Schwärme von bunten Kindern krabbelten unter den Tischen, hüpfen über Bänke, zwischen ihnen Krähen, die schwere Flügel über das Gras schleiften. Ein Windstoß trieb Kinder

und Krähen, Gott sei Dank, auseinander. Winzig in den Pupillen der Lehrerin fröstelten die Gäste. Insgeheim sagten es wohl alle in der Stadt: Die Lehrerin war verrückt. Sie riefen Namen. Die Lehrerin verwünschte den spöttischen Ausdruck auf den Gesichtern der Leute. Sollten sie hochmütig sein, wo es so schmutzig zwischen ihnen zuing? Aus dem kühlen Flur des Gebäudes drang jetzt, wo die Sonne von einer Wolke verdeckt wurde, Gestank. Die Queen misstraute allen.

Paul, der sonst immer gerade die kleinen Kinder vor seiner Mutter zu schützen versuchte und zu dieser Zeit eine Ahnung hatte, wie verwirrt ihr Geist war, hatte dort draußen im Garten des Ausflugslokals andere Sorgen. Das, was sich in den Augen seiner Mutter abbildete, interessierte ihn nicht. Er hatte den Stuhl nach vor gekippt und saß angespannt, die Hände aufgestützt. Er nahm Elfe und den Fremden als Schattenrisse vor der Wand wahr, die an den Fingerspitzen zusammengewachsen waren. Was sie machten, konnte er nicht sehen.

Ferdinand sagte: Sie ist gerettet, und lachte. Elfe drehte den Kopf zu ihm und nahm ein Tablett mit leeren Limonadengläsern und Kaffeetassen auf und ging weg. Ihr Körper war zu schmal in der Kellnerinnenuniform, ihre Arme waren zu dünn, die Augen von Make-up verklebt. Ferdinand dachte, er wolle das Kind malen. Elfe, sagte er, und sie wandte sich um und winkte.

Sie bediente noch den Nachmittag hindurch die Gäste, lächelte, während er abseits saß und die tanzenden Baumkronen skizzierte, den Block schräg aufgestellt vor sich auf dem Tisch. Seine Pfeife, die er selten raucht, aber immer als Talisman mit sich trug, lag daneben. Trotz Pfeife und französischer Mütze aber füllte Ferdinand die Rolle nicht völlig aus. Einiges war immer schief, das wusste er selbst. Es nagte an ihm, dass er sich selbst über sich und seine Accessoires lachen sah; dabei nahm er sich doch und seine Ziele und Beweggründe ernst. Das Zubehör, mit dem er sich umgab, sollte ihn beschweren, seine eingeübte Gestik ihn an den Weg erinnern, der vor ihm lag. Er war achtunddreißig Jahre alt. Die Bühnenbildnerei sah er als Brotberuf an, auch wenn ihm das Aufgehobensein im Kollektiv gefiel und er die vertrauten Gespräche und die Frotzeleien mit den Kollegen, mit denen er abends Wein trinken ging, genoss. Seine Malerei war der Mittelpunkt, sagte er sich; er arbeitete konzentriert; seine Sachen waren ausgestellt worden. Wie viele Bürger und vor allem künstlerisch Tätige nutzte Ferdinand seine freie Zeit, um auf der Suche nach dem Ursprünglichen und Urigen die

Umgebung der Großstadt zu erkunden. So hatte es ihn ins Städtchen und ins Klosterlokal verschlagen, wo Elfe trotz des Traumas des Schwangerschaftsabbruchs immer noch erwartungsvoll hinaussah und auf dem Sprung war. Zurzeit waren er und seine Truppe als Gast-Bühnenbildner am Städtischen Theater beschäftigt, wo Wagners Ring inszeniert wurde.

Schließlich und endlich war Elfe ein Herzchen: mit ängstlicher Mühe darauf bedacht, das, was je ein Mann von ihr erwartete, zu erfüllen (nur Paul natürlich behandelte sie von oben herab). Deshalb wunderte sie sich weder, noch wehrte sie sich, als Ferdinand in seinem Wahn in ihr einen Elementargeist sah, den er in seiner Malerei gleich einer Beute festhalten wollte. Fünfundzwanzig Mark, sagte er an jenem Nachmittag zu Elfe, könne sie verdienen, ihm für ein Bild zu sitzen, nackt. Sie waren durch die Wespenrettungsaktion am Abstelltisch schon befreundet, deshalb sagte sie ja. Sie hatte keine Angst. Von Tante Karin hatte sie oft den Satz: Raus aus der Provinz! gehört. Als sie und Gloria klein waren, hatte die Familie Einkaufsausflüge in die Kreisstadt unternommen. Der Vater war aufgeregt und fröhlich über die Autobahn gedonnert; erst in den letzten Jahren, mit Konrads Rückzug, hatte es ein Ende genommen mit den Besuchen. Sie wusste also schon, was sie erwartete: Nicht nur das Theater, sondern Kinos und Boutiquen, Diskotheken, wo Aufregendes geschah, Dinge, die sie noch nicht kannte, mit denen sie aber fest rechnete. Ferdinand nahm sie mit sich.

Seltsam war, als Elfe mit Ferdinand zusammenlebte, dass sie ihren Kummer nicht merkte. Abends war sie oft im Theater, sah den Reigen und Beckett und andere Stücke. Sie lernt Ferdinands Freunde kennen und seine Freundinnen: unter ihnen Catherine Sauvage und Cecile. Ferdinand gefiel Elfes Naivität. Er schlief selbstverständlich mit Catherine, Cecile und anderen Frauen, und selten waren sie in diesen ersten Monaten allein in der kleinen Wohnung in einer von Schlingpflanzen überwucherten Gasse nahe der Innenstadt. Elfe kochte Kaffee und taute Brotscheiben auf. Nachmittags wanderte sie oft durch die Stadt, im Rausch oder träumend, aber die Träume flackerten, und es war nicht mehr klar, wer sie träumte.

So malte Ferdinand Elfe: als Harlekin in Pluderhosen und mit abweisendem Gesicht; als nackte Maja auf ihrem modernen französischem Bett, das ein eingebautes Radio hatte; als geheimnisvollen jungen Mann, sanft und verloren. Sonst malte er

abstrakt, schwankende Farbmeer. Elfe saß still und sah zu, wie er Farbe auf die Leinwand auftrug. Das Atelier teilte er sich mit zwei anderen Künstlern. Elfe lernte Albert kennen, der schwul war und zu ihrem Freund und Vertrauten wurde. Ganz anders als Ferdinands in dicken Schichten aufgetragenen Farbwirbel, zeichnete Albert zarte geometrische Figuren auf Papier oder ritze sie in Weißblech.

Niemand beleidigte Elfe. Catherine Sauvage und Cecile gingen aus mit ihr, sie tranken Kaffee und Grappa. In der Küche spielte sie Monopoly mit Ferdinand und Albert, dann verschaffte ihr Ferdinand einen Job in seiner Crew am Theater. Vormittags malte sie Kulissen, nagelte Latten, wie sie angewiesen worden war, zusammen. Die Arbeit machte ihr Spaß. Auch in der Werkstatt redete sie wenig. Die anderen schonten sie, man hielt sie für entrückt. Sie füllte die Felder der von Ferdinand entworfenen riesigen Bäume aus und knallrote stilisierte Flammen für eine Hexenszene. Bühnenarbeiter forderten sie als Aushilfe an, und sie fegte den Werkstattboden, Sägespäne zu Haufen. Manchmal wenn sie zusammen Bier trinken gingen, erzählte Elfe am Tisch, wollte etwas erklären, übersprudelnd, in gehaspelten Sätzen, und die anderen lächelten und beruhigten sie. Immerhin fühlte sie sich bei der Arbeit sicherer, als wenn sie allein mit Ferdinand war. Sie stritten nicht, und sie war verliebt, doch wenn sie nicht miteinander im Bett waren, breitete sich zwischen ihnen, auch wenn sie redeten, Stille aus. Sie hörten laute Musik und tanzten ganz allein abends im Wohnzimmer. Oft, schon wenn sie die Wohnung betraten, plapperte der Fernseher. Ferdinand mochte das. Das war damals so üblich, dass die Leute das Gerät den ganzen Tag laufen ließen, um beim Nachhausekommen von etwas Lebendigen, wie von einem Kanarienvogel oder einer Katze, begrüßt zu werden. Vielleicht war es der Bann, der besondere Schutz, unter dem Elfe stand, weshalb Ferdinand ihr nicht näher kommen konnte. Vielleicht war er sich seiner eigenen tiefen Gleichgültigkeit nicht bewusst.

Elfe nahm zu verschiedenen Zeiten verschiedene Drogen. Mit Paul hatte sie Whiskey getrunken, und King hatte sie mit der Leichtigkeit von Haschisch vertraut gemacht. Ferdinand schluckte als Künstler Speed und Schlaftabletten. In ihrer Zeit mit ihm, als sie sich für zu dick hielt, hungerte sich Elfe, Schritt für Schritt durch die schwankende

Stadt. Albert, der dem Schlankheitswahn zeitweise ebenso verfallen war, besorgte ihr Appetitzügler.

In der Krone einer Platane auf dem Platz vor dem Theater kämpften zwei Tauben. Mit großem Lärm fuhren sie immer wieder durch das Laub, Federn und Blätter schwebten herab. In ihrer Wut kackten die Vögel, und ein weißgrauer Klacks fiel auf den Ärmel ihrer Jeansjacke. Elfe ekelte sich, ihr Magen hüpfte. Die eine Taube saß jetzt still auf einem Dachvorsprung und starrt zu ihrer Widersacherin im Baum hinüber. Mit weiten Augen sah Elfe ihr Spiegelbild im Wasser, sie beugte sich vor und tauchte den Arm bis über den Ellbogen ins Wasser, er war sonnig, der Ärmel würde schnell trocknen.

Sie setzte sich wieder auf die Bank, erschöpft vom Wachsein und ihrem Herzschlag, ihre Augäpfel blähten sich. Sie fing wieder zu zählen an.

Elfe zählte die Balkone und die auf dem Pflaster hin und her spazierenden Tauben. Dann kam Wind auf. Sie ließ ihre Haare flattern und vergaß die Zahlen, saß im Wind. Passanten gingen vorüber, niemand war neugierig auf sie. Sie hatte nur eine vage Vorstellung, wie lange das schon so ging: wie viele Tage, durch die Stadt laufen, im Freien sitzen. Das waren die Pillen. Ins Theater zum Arbeiten ging sie nur noch selten. Ferdinand gab ihr keine Bücher mehr zum Lesen. Heimlich, wenn Ferdinand nicht zu Hause war, las sie Pippi Langstrumpf. Sie rauchte viel.

Blütenstaub legte sich auf ihren nassen Ärmel. Catherine, mit der sie zum Bummeln verabredet war, sprang über die Körperschatten auf dem Platz, kam schweben, in Zeitlupe auf die Bank zu, ging am Brunnen vorbei, tauchte ihre Hand ins Wasser, nachahmend. Auch mit der zehn Jahre älteren Catherine Sauvage redete Elfe wenig, Frauen schüchterten sie ein.

Möglichst eng mussten die Jeans sein, so war es Mode, die bonbonfarbenen Hemden hatten Spaghettiträger. In einer Art Panik probierte Elfe in der Umkleidekabine Hemden, Blusen und kurze Pullover, Catherine schleppte die Sachen an. Dann zogen sie, die aufgetürmten Kleiderstapel in dem Kabuff zurücklassend, weiter in den nächsten Laden. Eine ganze Reihe solcher Boutiquen mit modischen, für die jungen Leute erschwinglichen Klamotten hatte damals neu eröffnet; noch wenige Jahre davor gingen die Leute ins Kaufhaus, und ein Kleiderkauf war ein wichtiges Ereignis; oder sie bestellten aus dem Katalog.

Die Leichtigkeit und Schnelligkeit, das wusste Elfe, war in ihrem Kopf, ihr Körper war nicht leicht wie der Flügel eines Schmetterlings. Zu dritt, denn Albert war zu ihnen gestoßen, saßen sie im Café. Elfe hatte noch eine Pille gegessen, ihr Herz war wie ein herannahender Zug, die Luft von lautem Pulsieren erfüllt, Funken explodierten. Sie tranken schlürfend Eiskaffee und lachten laut. Albert blickte allerdings ratlos. Während er neue Anekdoten erzählte, beobachtete er Elfe. Catherine kannte er seit vielen Jahren, sie war völlig rätselhaft, ein pragmatisches Kind des städtischen Bürgertums mit künstlerischen Ambitionen.

Seit sie mit Ferdinand zusammen war, wunderte sich Elfe über die Lebensweise seiner Freunde, der Frauen, deren Augen schwärzer waren als Holunderbeeren, kreisende Monde in Ferdinands Leben. Sie wunderte sich, wie schmiegsam alle aneinander vorbeikamen und wie elegant im Schweben man sich traf und zusammen war und sich wieder trennte. Elfe erkannte nicht die Bösartigkeiten und gegenseitigen Attacken, weil sie die Sprache nicht verstand. Sie sprachen über Kunst, manchmal auf Französisch, aber auch, wenn sie deutsch redeten, verstand Elfe nicht viel: Vermutlich hätte sie dazugelernt, hätte ihr Verhältnis mit Ferdinand noch eine Weile angedauert. Gerade weil in diesem Kreis sich niemand aus Gewohnheiten etwas zu machen schien, fürchtete sich Elfe vor Patzern und Missgeschicken. Am sichersten hatte sie sich bei der Arbeit am Bühnenbild gefühlt. Sie hätte gern eine konkrete Aufgabe gehabt, doch nichts war stabil, alles wurde von Tag zu Tag neu ausgemacht. Auch die Begegnungen und Freundschaften regelten sich jeden Tag aufs Neue.

Wenn sie tanzte, nachdem der Alkohol sie wieder gefestigt hatte, war Elfe wild; zwar beinahe exhibitionistisch, doch den Blick immer noch nach innen gerichtet, versteckte sie sich. Ihre Bewegungen waren weit, sie verdrängte andere von der Tanzfläche. Sie brauchte keinen Partner. Sie überlegte unter den Flimmerlichtern, wann sie wohl mit dem Leben anfangen würde. Das gewohnheitslose Treiben der anderen, inzwischen langweilige Routine, Drogen und Sprachlosigkeit hatten sie in eine Art Trance versetzt, aus der sie hoffte, mit einem mal wie durch ein Wunder zu erwachen. Vielleicht war sie wach, glänzte wie ein Glühwürmchen unter der Lampe. Sie tanzte in den knappen Kleidern, halb verhungert und betrunken von den süßen Getränken. Sie ahmte nach, ohne zu verstehen, doch aus den oft wiederholten Bewegungen entstand nichts. Dennoch war sie zuversichtlich. Die Musik und das

Geschrei der Besucher schwoll immer weiter an, die Bilder, die sie von sich selbst im Kopf hatte, Wände, Säulen und Tische in der Diskothek waren schwarz. Von der Decke hingen Fleischerhaken, an den Wänden Masken, Stachelbänder und Ketten, Schwarz und Silber, das galt als neu und modisch. Manchmal verdichtete sich der Lärm, die Musik stampfte gleichmütig fort; Streit zwischen Gästen, und Umstehende mischten sich ein, ergriffen Partei; das Gelächter einer Gesellschaft, die gemeinsam ins Lokal gekommen war, konzentrierte sich für einen Moment, obwohl die Gesichter, wenn sie aufschienen, ernst waren. Viele tanzten entschlossen, andere sahen sich pausenlos um, waren nervös und allein.

Albert war gegangen, Catherine knutschte im engen Flur, der zu den Klos führte, mit einem Betrunkenen, der davor eine Weile Elfe gegenüber getanzt hatte. So, unter fremden Menschen, wo es unmöglich war, zu hören und zu sehen, gesehen oder gehört zu werden, war es nicht das Schlechteste. Obwohl das Tanzen niemandem wirklich Spaß machte, war es üblich, und obwohl der Zweck darin lag, Sex- und Liebespartner zu finden, gelang das den wenigsten. Auch Catherine hatte den Blondes, im Rausch Grimassierenden verloren, als sie in der Nähe der Bar wieder mit Elfe zusammentraf. Vielleicht hatte sie ihn vergessen. Catherine Sauvage war geschickt darin, in der Menge einen Platz für sich und Elfe freizuhalten, wo sie stehen konnten, grüne Gläser in der Hand. Sie lächelte die Herandrängenden an und rührte mit den Händen sanft an Schultern. So gelang es ihr, Einfluss zu haben, während Elfe auf falsche Weise lächelte und starr stand: nur in ihrer Phantasie gab es maßlose Berührungen und Kontakte zur Welt. Ohne Catherine hätte das Drängen und Schieben im Dröhnen der Bässe Elfe womöglich erdrückt.

Albert stammte, das stellten sie eines Abends erstaunt fest, aus einem Dorf am Rand des Städtchens, aus dem Elfe kam. Sein Vater war Bauer, Albert kannte das Geschäft, das Elfes Vater betrieb.

Unerwartetes auf dem Land: Alberts Mutter liebte ihren Zweitjüngsten am meisten, er brauchte nicht wie seine Brüder und Schwestern – im Ganzen waren es sechs Geschwister – auf dem Feld oder im Stall mitzuhelfen. Am ungewöhnlichsten war, dass niemand sich daran störte, niemand in eifersüchtiger Wut schrie oder Albert

hinter dem Rücken der Mutter quälte. In abgeschirmten Familien und einsam gelegenen Häusern kam es oft vor, dass aus einem Bub noch vor dem dreißigsten Lebensjahr ein verbittertes Männchen geworden war. Hier geschah das Gegenteil: Alle hätschelten Albert und waren stolz auf seine stille und feine Art, die er weiß Gott woher geerbt hatte. Was es genau war, hätte die Familie nicht zu sagen gewusst; er saß, bevor er zur Schule ging, am Weiher bei den weißen Gänsen und spielte mit abgerissenen Blumenköpfen und Käfern. Er war gern allein. In der Schule lernte er mittelmäßig, aber auch die Lehrer schonten ihn, vielleicht vor allem weil sie den emphatischen, tränenreichen Auftritt der Mutter fürchteten, die ein Wesen an den Tag legte, das in der Gegend dort selten vorkam. Unruhe entstand, als Albert Teenager wurde. Nach ihm kam nur noch Friederike, die vier Jahre jünger war. Die beiden ältesten waren erwachsen. Mit dreizehn fing Albert an, sich umzusehen, er schien immer auf der Suche zu sein. Er wurde noch stiller und ließ sich von seiner Mutter oft Entschuldigungen schreiben, um nicht zur Schule gehen zu müssen. Er hatte mit Ach und Krach die Aufnahme fürs Gymnasium geschafft. Seine Mutter tat, was er verlangte, etwas anderes kam ihr nicht in den Sinn. Der Vater, der in schwieriger Zeit den Hof zu halten versuchte, was nur mit unendlicher Arbeit zu schaffen war, stahl sich die Zeit, um den Jungen zur öffentlichen Bibliothek im Städtchen zu fahren, und Albert versteckte sich in dem Zimmer, das er mit dem zwei Jahre älteren Georg teilte, hinter Bücherstapeln im Bett. Die älteren Geschwister brachten große Opfer und ließen ihn ihre neuen Schallplatten spielen. Er blieb aber nervös und geistesabwesend, wenn auch nicht unfreundlich.

Elfe, die selbst keinen Kontakt zu ihrer Mutter hatte, drängte Albert, seiner Mutter zu schreiben oder eins seiner Geschwister anzurufen. Das sei kein Zustand, meinte sie, die Familie, die sich um ihn sorgte, auf diese Weise im Unklaren zu lassen. Ihre Mutter, entgegnete sie auf seinen Einwand, wisse wenigstens, wo sie sei; außerdem spreche sie mit ihrer Schwester Gloria am Telefon, wenn auch nicht oft. Sie wisse doch, sagte Albert, wegen der Heirat und all dem, woraufhin Elfe aufsprang und sich mit der flachen Hand gegen die Stirn schlug. Sehr pretty und lebhaft sah sie so aus, im deutlichen Gegensatz zu ihrem gewöhnlich somnambulen und teilnahmslosen Verhalten. Diese Auseinandersetzung wiederholte sich öfter.

Albert hatte mit neunzehn geheiratet. Ein solches Kind!, riefen der Vater und die Mutter, jedes Mal wenn sie im Dorf einen Nachbarn trafen. Sie wollten nicht, dass Albert von zu Hause wegging, sowohl aus Sorge als auch aus egoistischen Gründen. Die Braut trug den ungeheuerlichen Namen Cassandra Ackermann-Bolz. Die Ackermann-Bolz waren weder Zugereiste, noch gehörten sie einer besonderen Klasse an. Vielmehr lebte die Familie seit vielen, ins Dunkel der Zeiten zurückreichenden Generationen auf ihrem Hof; die Ackermann-Bolz hatten vom Aussehen einen Schlag ins Schwarzhhaarige, Asiatische; das Haus, das sie bewohnten, war uralte. Der Grund, weshalb die Mutter ihre neugeborene Tochter auf diesen ominösen Namen taufte, war, dass sie unter Depressionen litt und auf einem ihrer Spaziergänge über den Friedhof den Namen gelesen hatte: ein Rätsel, das sie gleich in ihr Leben hereinholen wollte. Halb war die Hochzeit von Cassandra und Albert eine traditionelle Dorfhochzeit mit Braten und Kuchen und Bonbons für die Kinder, halb von moderner Art: eine Rockband spielte, zu der auch Alberts ältester Bruder Gernot gehörte; die Band nannte sich The Devil's Future. Die Ehe hielt nur zehn Tage, dann ging Albert weg. Die junge Frau fühlte, nachdem er fort war, am ganzen Körper Schmerzen und wusste nicht, wohin sie sich wenden sollte. Sie blieb lange in der im Obergeschoss ihren Elternhauses für das Paar modern eingerichteten Wohnung und ließ sich im Dorf nicht sehen. Als sie ruhiger und vernünftiger geworden war, nahm sie den Zug in die Stadt, um von vorn zu beginnen. Ein Kind war in der kurzen Zeit Gott sei Dank nicht entstanden, denn sie hatten nicht miteinander geschlafen. Alberts Familie wartete gelassen und beinahe träumerisch, auch die Geschwister, die bereits aus dem Haus waren, auf eine Nachricht von Albert. Sie wussten, dass er nicht weit war. Sie hießen den Schritt gut, den er gemacht hatte, und hofften, er würde eine Umgebung finden, in der er blühen konnte – denn hier war es nicht.

Wie die meisten konnte Albert von seiner künstlerischen Produktion nicht leben: Er freute sich über die kleinste Aufmerksamkeit. Wie vielen anderen verschaffte Ferdinand ihm, wenn es ging, Arbeit am Theater. Ferdinand war großzügig, doch es fiel ihm schwer, sich einem einzigen Menschen zuzuwenden. Albert hingegen war froh, in Elfe eine Freundin gefunden zu haben. Er vertraute sich ihr an und wollte seinerseits alles von ihr wissen. Er sei, sagte er, auf der Suche nach einer festen Beziehung, dem idealen Geliebten, einen Liebhaber. Ein kalter Abgrund sei dieses

Fehlen in seinem Leben. Er verabscheute sich, wenn er glaubte, jemandem weh getan zu haben.

Elfe und Albert versuchten es so hinzubiegen, dass sie so oft wie möglich zusammen arbeiten konnten. So machte ihnen die Arbeit mehr Spaß, sie verstanden sich gut. Sie bezogen sich fast nur aufeinander, manchmal reichte ein Wort.

Niemand wurde verletzt, als es am Freitagabend im Theater brannte. Das Feuer brach vor Vorstellungsbeginn aus, und alle Bühnenbeschäftigten konnten sich in Sicherheit bringen. Einige hatten giftigen Rauch eingeatmet, aber nur wenig; als sich größere violette und schmutzig-gelbe Schwaden entwickelten, war die Feuerwehr bereits da, und alle Arbeiter standen, aufgeregt und fassungslos deutend, im Hof in Gruppen zusammen. Auch der entstandene Schaden stellte sich später als geringer heraus als erst befürchtet. Denn die aus den Fenstern im hinteren Teil des Theaters quellenden schwarzen Wolken schienen das Gebäude zu verschlingen. Einzeln sprühten kleine Flammen auf. Das Reden und Rufen der auf dem Vorplatz Versammelten war nicht zu hören; nur ein überlautes Knistern. Viele, die herbeigerufen worden waren, überzeugten sich voller Schrecken, dass der Bau ganz abbrennen würde, doch die Feuerwehrleute wussten es besser.

Es war seltsam. Am Nachmittag hatte es Streit gegeben zwischen Castro, einem alten Bühnenarbeiter, der schon immer am Städtischen Theater beschäftigt gewesen, zu nichts zu gebrauchen war und in alles, was ihn nichts anging, seine Nase steckte, und Camille, einer jungen Schweizerin, die als Assistentin der Intendanz arbeitete und nach allen Seiten Probleme löste. Später erzählte jeder eine andere Version der Geschichte, was den Streit ausgelöst hatte. Mit frei liegenden oder durchgeschnittenen Kabeln hatte es zu tun, blanken Kupferdrähten, die brandgefährlich waren. Albert und Elfe bemalten einen riesigen Greif mit Gold und Bronze aus, Elfe auf der Leiter stehend, Albert kniend. Camille, die die Verordnungen im Kopf hatte, stöckelte hochhackig vorbei und sah im Bild das defekte Elektrokabel und den alten Castro, der, herumlungern, kritisch-verächtlich Ferdinands Entwurf des großen Greifs betrachtete. Ein Schlampe, sagte sie, Castro, mach das gleich, und ging weiter. Sie war freundlich und dachte sich nichts dabei, hörte aber, wie Castro ihr nachrief: Er lasse sich nichts befehlen. Sie verdrehte die Augen und blieb stehen, Castro wollte weg. Er könne erst gehen, wenn er mit seiner Arbeit fertig sei, sagte Camille kühl.

Franzosenfotze, rief Castro, den Ausländer und Frauen an sich zur Weißglut reizten, geschweige denn, wenn sie redeten, gar ihm etwas zu sagen hatten. Ein bisschen aus der Fassung gebracht, entgegnete Camille, er könne sich am nächsten Tag seine Kündigung abholen. Castro spuckte auf den Boden. Albert ging zu ihm und sagte, freundlich, mit weiten Augen, er solle sich bei Camille entschuldigen, und umfasste seinen Arm. Castro, krebsrot im Gesicht, nannte Albert ein schwules Schwein und rief: ich mach dich kalt, woraufhin Elfe in großer Hast von der Leiter rutschte. Sie schien zu fliegen, schrie wie eine böse Fee, niemand hatte Elfe je so erlebt, flog auf den Alten zu, eine farbverklebte Spachtel in der Hand. Alle waren jetzt in Bewegung; in strategischer Ordnung umringten die einen Camille, um sie durch die Tür zu drängen; andere hielten Castro fest gepackt, während eine dritte Gruppe die Arme um Elfe und Albert legte. Es waren mehr als zwanzig Menschen im Raum, und minutenlang herrschte großer Lärm. Doch es wurde rasch still. Camille war, umringt von fürsorglichen Kolleginnen, durch die Tür gegangen. Castor stand mit gesenktem Kopf und murmelte etwas, vielleicht schämte er sich. Noch funkelten ihn Elfes Augen an über Alberts Schulter hinweg. Die beiden hielten sich umschlungen. Wenig später verschwand Elfe für eine Weile.

Als jemand zwei Stunden später den Qualm im hinteren Teil des Raums bemerkte und zum Telefon rannte, streckte Castro, der nicht nach Hause gegangen war, sondern immer noch an irgendetwas werkelte, die Arme gegen die Decke, sodass aufgrund seines extravaganten Benehmens der Verdacht nicht aufkam, er könnte rachsüchtig das Feuer gelegt haben. Andererseits war es schwer, an einen Zufall zu glauben: dass gerade nach Camilles Kontrollgang und dem Streit ein Kurzschluss entstanden sei und ein Funke eine Platte Styropor entzündet habe. Niemand von denen aber, die dabei gewesen waren, hatte, wie es schien, große Lust, die Ursachen herauszufinden, und auch die offiziellen Stellen verfolgten, nachdem ihr Vorgehen nach Muster abgeschlossen war, die Sache nicht weiter.

Am Sonntag nach dem Brand fuhr Albert nach Hause. Er kam gerade rechtzeitig zum Nachmittagskaffee und umarmte seine Mutter, die weinte und ihm Kuchen auf den Teller häufte. Der jüngste Bruder stellte tausend Fragen, die älteren Geschwister, die in der Nähe lebten, wurden per Telefon informiert und kamen mit Ehefrauen und -männern. Alle waren froh. Abends nahm Albert den Kübel, um die

Schweine zu füttern, und alle gingen lachend mit ihm. Schade, sagte er. Er war aber immer noch traurig, weil ihm ein Freund fehlte.

Später, nachdem Elfe in eine frei gewordene Einzimmerwohnung im Nachbarhaus gezogen war, weil Ferdinand, wie er sagte Abstand brauchte, arbeitete sie als Anstreicherin. In einer so genannten Kolonne, mit Albert, Catherine und Stanislaw, der Stasi genannt wurde, zusammen, wartete sie darauf, dass Maurice Schmoll, der Chef, sie anrief. Es ging von Mal zu Mal: Sobald Maurice den Auftrag hatte, eine Wohnung zu renovieren, trommelte er die Mannschaft zusammen. Das Ganze war ziemlich zwielichtig, alle arbeiteten schwarz. Maurice war von Haus aus Manager eines Schuhladens. Unter diesen Gegebenheiten waren alle froh, dass er gerecht teilte und sogar großzügig war. Alle brauchten das Geld, am meisten Maurice selbst, der zwar als Schuhfachverkäufer und Geschäftsleiter eine Vollzeitstelle hatte und dort im Laden elegant und kundig auftrat, aufgrund der depressiven Erkrankung seiner Frau, die zwischen Kaufsucht und Kleptomanie schwankte, was beides viel Geld verschlang, hoch verschuldet war und deshalb den Maler- und Lackierservice aufgezogen hatte. Er arbeitete Tag und Nacht. Albert hielt die Truppe zusammen und machte die schwere Arbeit. Elfe lackierte am liebsten Fensterrahmen und Fußbodenleisten.

Es war zu der Zeit noch nicht zu Ende mit Ferdinand, sagte Elfe sich. Sie trafen sich oft und schliefen miteinander. Aber oft sah Ferdinand sie ungeduldig an; sie wusste nicht, worauf er wartete.

Sie renovierten die Wohnung eines alten Mannes, der im Krankenhaus lag. Die beiden auch bereits grauhaarigen Söhne des Alten hatten Maurice beauftragt und ihnen gezeigt, was in der Wohnung zu machen war. Zu viert rückten sie am nächsten Tag die Möbel in der Mitte des Zimmers zusammen, häuften Bilder, Bücher, Sofakissen und Vasen darauf und deckten alles mit Plastikplanen zu. Die Söhne seien, sagte Maurice Schmoll, trotz zur Schau gestellter Gemütlichkeit geizig und pingelig. Elfe bewunderte Maurice, der die Menschen so einschätzen konnte. Sie bewunderte leicht in ihrer Ruhelosigkeit und umso mehr, je besser verstand, dass sie wenig Bescheid wusste. Sie wollte nicht an Paul denken; sie wusste nicht, wie man dazugehörte. Albert stärkte ihr Selbstbewusstsein und riet ihr, sich auf sich selbst zu

verlassen, löste Verwirrungen auf. Ihr hingegen machte es Spaß, mit Albert zu schimpfen und ihn wegen seiner romantischen Träume auszulachen. Sie schubste ihn zum Telefon, damit er seine Familie anrief, und suchte in den Kneipen einen Freund für ihn. Es war gut, dass sie ihre Freundschaft hatten, und sie beide versuchten wegzukommen von den Tabletten.

Auch die Arbeit als Anstreicher war gut. Stasi und Catherine drückten sich zwar gern, um Blödsinn zu treiben, doch wenn Albert ihnen zuredete und die Arbeit einteilte, ging es. Catherine ihrerseits steckte in einem Dilemma: Sie hatte mit ihrer wohlhabenden Familie gebrochen und geschworen, sie nie wieder zu sehen, einerseits; das heißt, sie bekam von ihren Eltern kein Geld mehr; andererseits war sie verwöhnt und faul, sie kaufte ständig neue Kleider und fiel gern auf. Aus diesem Dilemma hatte sie noch keinen Ausweg gefunden, und nur Maurice' Wohlwollen war es zu danken, dass sie genügen zu essen hatte. Aus ihrer prekären Lage schien sie sich nicht viel zu machen: Der Wunsch ihrer Eltern, sie solle ein Studium anfangen, einen Beruf erlernen, war für sie lachhaft, furchtbar.

Elfe kroch unter die Plastikplane und blätterte in einem Fotoalbum. Der alte Mann war wieder jung, mit einer jungen Frau, die ihr Haar mit einem Samtband im Dutt trug, und zwei kleinen Buben. Jedes Jahr ein Weihnachtsbaum, gedeckte Tafeln hier in der Wohnung, zweimal ein neues Auto. Dann mittendrin ein Sarg, von leuchtend lackierten Blumen bedeckt. Durch die milchige Plane hindurch verwischten die Farben: Catherines rote Kapuzenjacke, Alberts grünen Cordhosen. Sie überlegte, ob sie in der Hölle war. Sie hatte von Engeln und Teufeln, Himmel und Hölle wenig Ahnung. Nur an die Geschichten aus dem Religionsunterricht erinnerte sie sich vage. Elfes Vater hatte nicht einmal von den konventionellen christlichen Bräuchen etwas wissen wollen; es nagte sogar ein geheimer Hass gegen die Religion an ihm. Manchmal machte er höhnische Bemerkungen. Doch zu Weihnachten gab es Geschenke. Die Stadt war konfessionell zweigeteilt, viele gingen sonntags zur Kirche, die Geistlichen hatten Einfluss. Die Minderheit der Modernen besuchte den Gottesdienst wenigstens an den hohen Feiertagen. Hannelore folgte in diesen Dingen wie praktisch in allem ihrem Mann. Ihr Blick wurde leer, wenn ihre Töchter, als sie klein waren, nach dem lieben Gott und den Todsünden fragten. Überhaupt wurde ja wenig geredet in der Familie; die Schwestern erzählten einander ihre Träume. Doch die väterliche

Nüchternheit, die den Zorn einschloss wie das Gestein die Lava, war auch in ihnen gewachsen; in aller Deutlichkeit fragte sich Elfe, ob das Leben so sang- und klanglos weitergehen würde, da ihr nichts gelang; ob ein anderer Ort mehr mit ihr zu tun hätte. Sie wusste nicht, woran sie es erkennen würde. An der Stelle schrumpfte ihre Vorstellungskraft wieder zusammen.

Stasi schien Hörner zu haben und einen Pferdefuß, solche Bilder kannte Elfe. Sie blätterte weiter in dem Album. Eine Hochzeit, der ältere Sohn offenbar, eine weiße Kutsche mit zwei Schimmeln, der Alte, noch kein Greis, schaute unglücklich, alle hielten still. Auch die Mutter, dick und lächelnd, tauchte auf. Immer noch trug sie im Haar ein Samtband. Seitenweise Bilder von einer Flugschau. Elfe erinnerte sich daran, der Tag, an dem das Segelflugzeug abgestürzt war und die Familie abends nach Hause fuhr, der Vater zitterte, die Mutter schwieg, sie und Gloria schliefen auf der Rückbank. Alle Bilder in dem Album hatten einen roten Schein. Mit terpengetränkten Farblappen in den Händen tanzten Catherine und Stasi schon wieder und schüttelten die Haare. Elfe kam unter der Plane hervor. Ihre Aufgabe für heute war, in der Küche die verschnörkelte Leiste neu zu streichen, die eine Trennung von Kochbereich und Essbereich markierten, und als Erstes die mit Lack verklebten hölzernen Schnecken mit Sandpapier zu bearbeiten.

Erst arbeitete Elfe als Hilfskraft am Theater, dann als Wohnungsanstreicherin, später eine Weile als Imbissverkäuferin. Sie liebte Geld und kam immer durch, aber nicht gut.

Was Ferdinand wollte: Das Rauschen des Wasserfalls schluckte Teile seiner Rede, und er beeilte sich, jedem Wort eine Wiederholung hinterherzuschicken, denn er wollte Elfe alles erklären. Sie gingen auf dem Kiesweg auf und ab, weil Ferdinand sich sicherer fühlte in der Nähe des Wassers, so, wie manche Leute für ein Gespräch den Lärm in einem Restaurant suchen, Stimmen, Geschirrgeklapper, Gedudel aus den Lautsprechern. Das Rauschen des Wasserfalls gab Spielraum, machte verschiedene Interpretationen möglich, das war ihm wichtig, auch wenn er andererseits unter allen Umständen verstanden werden wollte. Die Fichten an den Felsen waren der Eingang

zum dunklen, kalten Teil des Parks, doch auf dem Weg lag noch Sonne, und sogar Hitze strahlten die weißen Steine aus.

Ferdinand wollte, dass Elfe ging und aus seinem Leben verschwand. Es war schwierig, demjenigen, dessen man überdrüssig war, zu erklären, was Überdruß ist. In all den Jahren davor war es ihm nicht schwer gefallen, einer Frau zu sagen, wann Schluss war; er hatte es in gewisser Weise sogar genossen. Diesmal war es anders. Das Versprechen des Salamanders hatte sich nicht erfüllt. Er hatte ohnehin nur wenig darauf gegeben. Aber Elfe schien immer noch geschützt.

Sie blieben in der Sonne, traten aus dem Park durch ein schmiedeeisernes Tor. Ferdinand wollte Tee kaufen in einem Laden in der Fußgängerzone und sich bei Hertie ein Paar braune Wildlederschuhe ansehen, im Preis heruntergesetzt. Das erzählte er. Den entscheidenden Satz hatte er noch nicht ausgesprochen. Elfe hörte halb hin und schlängelte sich zwischen den Entgegenkommenden hindurch. Metallene Bänke und Papierkörbe, auf denen Krähen saßen, die in den Winter gehörten. Schmiedeeisern verschnörkelte Laternen vor den Boutiquen. Ein Optiker warb mit einem riesigen Auge. Elfe trippelte mit den Tauben, Ferdinand genoss die Farben.

Sie lebten schon seit längerem getrennt, den letzten Schritt zu machen war nicht schwierig, sagte sich Ferdinand, Elfe flirtete mit vielen, und er selbst hatte eine erwachsene Frau kennengelernt, eine Richterin und völlig unkünstlerische Existenz, etwas für die Dauer.

Der Teeladen lag abseits in einer Seitenstraße, in der es versteckte Gärten gab, ein paar Flieder- und Jasminbüsche, die sich aus bröckelnden Mauern drängten, zeugten davon, Baumwipfel, die darübertagten. Eine alte Versammlung wohlhabender Bürgerhäuser mit schattigen Grundstücken und Terrassen, die, wer nicht Bescheid wusste, dort, gleich hinter der billigen Einkaufspassage, nicht vermutete. Einmal war Elfe hinter den Mauern gewesen, als Catherines Vater, der Architekt war, für seine Tochter und ihre Freunde ein Gartenfest veranstaltet hatte: mit Lampions und Ananasbowle. Als die Party schon ihrem Ende zuging, hatte Elfe mit einem älteren Mann, von dem sie nur wusste, dass er Georges hieß, im hinteren Teil des Gartens Sex gehabt, in unbequemer Stellung und schnell. Über einer Kompostgrube hingen Glühwürmchen, im Kirschbaum rumorten Fledermäuse.

An der Rolltreppe im Erdgeschoss der Kaufhalle erlebten sie ein Familiendrama: ein Paar am Beginn seiner mittleren Jahre, zwei kleine Mädchen, die voranging, elf Jahre vielleicht das ältere, neun das jüngere; die Mutter stark betrunken. Schief am Arm des Mannes hängend, griff die Mutter nach dem rollenden Handlauf des Geländers, stieg auf die Treppe, ließ den stützenden Arm los und fiel. Die Frau: aufgerissener Mund, Augen trüb und nass, rot lackiert gespreizte Hände, Halt suchen; das Kleid ist hoch gerutscht, die Beine strampeln in der Luft. Der Mann springt, die Treppe fährt nach oben, er packt ihren Arm und zerrt sie hoch, man kann ihre Unterkleider sehen, weißes Fleisch. Es gelingt ihm, sie nach unten zu schleppen, gegen die Fahrtrichtung. Sie sitzt auf dem Boden mit wirrem Haar. Er steht und ballt die Fäuste und mahlt mit dem Kiefer. Die Mädchen halten sich fest an den Händen und weinen nicht. Er versucht es noch einmal mit Ruhe, beherrscht seine Wut. Sie steht wieder, und als er sich einen Moment abwendet und die gaffenden Umhersteher mit den Augen bittet, wegzugehen, nutzt sie die Gelegenheit und wankt wieder zur Treppe, fällt nach vorn diesmal und rauscht nach oben. Außer sich, schreit der Mann jetzt, du Schlampe und andere unverständliche, gekeuchte Beschimpfungen und springt in großen Sätzen die Steintreppe nebenan hoch. Die Mädchen klettern ihm nach, das jüngere weint, maunzend wie ein Kätzchen.

Der Vater kam gleichzeitig mit der Mutter, die über Kreuz auf den Treppen lag, oben an. Sie blutete am Knie, die Gefahr, dass der Rock in die Treppe hineingezogen wurde und sie sich weiter verletzte, war groß. Der Mann fasste sie unter beiden Achseln und zerrte sie weg, sie stand schwankend, ihr Kopf rollte. Er zog ihre Jacke gerade, bückte sich, um ihre Handtasche aufzuheben, und redete scharf und leise auf sie ein, als könne er so erzwingen, dass sie nüchtern wurde und wie alle anderen gesund und ohne aufzufallen durchs Kaufhaus schlenderte. Seine harschen Worte stärkten wieder ihren Trotz, und sie strebte zurück, um die nach oben fahrende Treppe hinunterzusteigen. Ich gehe nach Hause, sagte sie.

Elfe und Ferdinand standen in der Menge, die oben an der Treppe im ersten Stock im Halbkreis standen und dem Drama zusahen. Für die Eltern hatte Elfe nicht viel übrig, sie wendete den Blick nicht ab von den Kindern, die vor Scham und Angst bebten und Papa, Mama! riefen. Sie liefen ein Stück weg, dann zurück zu den Eltern, schluchzten und weinten. Schließlich umklammerten sie sich, das Einzige, was sie

noch hatten. Die Mutter war wieder auf den Marmorboden gerutscht, ihre Beine verdreht auf der Treppe, die lief und lief und knatternd immer wieder im Boden verschwand. Der Mann zog die Frau erneut hoch, sie wollte sich nicht an ihn lehnen. In der Menge lachten ein paar, ein muskulöser Mann in der Uniform einer Transportfirma machte anfeuernd schnalzende Geräusche. Als der Mann seiner Frau ins Gesicht schlug, sodass sich auf ihrer weißen, aufgedunsenen Wange rasch eine glühende rote Hand abzeichnete. Der Fahrer der Transportfirma vergaß, dass er eben noch Spaß gemacht hatte, trat aus dem sicheren Ring, ging auf den Mann zu und stieß ihn gegen die Brust. Um weitere Stöße oder Schläge abzuwehren, schlang der Mann, der im dunklen Anzug war, beide Arme um den Fahrer. Sie drehten sich im Kreis herum, schwankend. Der Transportarbeiter boxte dem andern in den Rücken und sagte bei jedem Schlag: eine Frau zu schlagen, du, das macht man nicht. Auch die Frau trug ein elegantes dunkles Kleid, die Mädchen trugen Festtagskleidchen und Lackschuhe. Es war noch nicht spät, vielleicht kam die Familie von einer Hochzeit, auf der die Mutter sich so betrunken hatte. Während die Schlägerei in vollem Gange war, die beiden Männer sich über den Boden wälzten, standen die Kinder mit dem Gesicht zur Wand und schirmten die Augen seitwärts mit den Händen ab. Dass Elfe zu den Mädchen hinging, niederkniete und die Arme um sie legte, überraschte Ferdinand. Normalerweise ging Elfe nicht auf Menschen zu, sie wählte nicht. Solange er sie kannte, war sie passiv gewesen, vielleicht angeregt manchmal, aber nie wirklich handelnd. Die Mädchen machten sich steif und drehten die Köpfe weg, als Elfe sie hochziehen wollte. Zwei Polizisten kamen endlich in Eile die Treppe hoch.

Elfe arbeitete als Hilfskraft am Theater, als Wohnungsanstreicherin, eine Weile verkaufte sie Bratwürste an einem Imbissstand. Sie liebte Geld und kam immer irgendwie durch. Gott sei Dank verlor sie nie das Dach überm Kopf: ihre kleine Wohnung im Neubau, der an das alte Haus angeklebt worden war. Mit Ferdinand war es bereits eine Weile zu Ende, als sie in ihre Heimatstadt zurückging.

Im Hauseingang, als Gloria zu Besuch kam, lagen Prospekte verstreut, auf denen man ausglitt, und zu Bällen zerknüllte. Ein Phänomen gab es, das Gloria bemerkte, als sie sich, nach dem Aufzug suchend, umsah: Vor der Tür zum Innenhof

bewegte sich ein weißes Band, eine Karawane einzelner weißer Punkte kam hinter der einen Spalt breit offen stehenden Tür hervor und marschierte an der Wand mit den Briefkästen entlang. Die Briefkästen waren neu, dennoch schon beschmiert, einige aufgebrochen. Gloria drückte die Köpfchen der beiden Katzen im Korb nieder und beugte sich vor: Maden schoben sich und schnellten, eine hinter der anderen, nach vor, Richtung Eingangstür, aus welchem Grund auch immer. Die Katzen waren zu gut erzogen, um zu fauchen, doch ihre Haare sträubten sich gegen Glorias Handfläche. Sie wartete lange Zeit, doch der Aufzug kam nicht. Mit ihrer Reisetasche und dem Katzenkorb stieg Gloria die Treppen hoch. Riesige psychedelische Augen blickten von den Wänden im Treppenaufgang, die Katzen ängstigten sich wieder.

Sie saßen auf Hockern in der Küchenecke und rauchten. Eine Untertasse diente als Aschenbecher, aus Untertassen tranken die Katzen auf dem Boden Milch, die schon einen Stich hatte, meinte Gloria (ach was, entgegnete Elfe). Gloria war, seit Elfe von zu Hause weggegangen war, stärker geworden und weniger verschlossen. Cool, sagte Elfe mehrmals, ohne sich auf irgendetwas Bestimmtes zu beziehen.

Gloria berichtete: Tante Karin sei krank, sie, Gloria, hüte die Katzen: Was als Knoten in der Brust begann, verzweigte sich im ganzen Körper. Tante Karin magerte ab, sie wurde im Kopf verwirrt. Der Arzt behandelte sie, dann lag sie im Krankenhaus, bekam Chemotherapie, verbrachte den Tag mit Kotzen, dann Bestrahlung: immer drauf, sagten die Techniker zu ihr. Ein wenig Erholung: Hannelore ging mit Karin eine Perücke kaufen. Das sollte eine Weile halten, sagte der Arzt burschikos, und bei den Untersuchungen zeigten sich keine neuen Metastasen.

Gloria berichtete: Irmgard Waldheim hatte ihr zweites Baby bekommen. Den Mann von Irmgard kannte niemand so richtig. Herr Waldheim war von außerhalb und reiste beruflich viel, man sah ihn nicht. Irmgard lud die Schulfreundinnen zum Kaffeetrinken ein und zeigte die Kinder. Gabriele arbeitete bei der Sparkasse: ein Biest, sagte Gloria, wie jeher. Ein Mann war in die Stadt gekommen, ein Rechtsanwalt, der plötzlich Ideen hatte und Plakate anbrachte, Zettel an den Straßenbäumen mit Reißzwecken befestigte. Seine Zwillingstöchter besuchten die Grundschule, und er gründete zum entsetzten Staunen aller eine Elterninitiative, um die Straße vor der Schule sicherer zu machen. Dann nahm er sich die Lehrerin vor, Pauls Mutter. Er besuchte ein Zuhause nach dem anderen, die Eltern aller Schulkameraden seiner

Töchter, um Dinge in Erfahrung zu bringen. Ganz systematisch ging er dabei vor und machte sich Notizen. Die Queen sah nicht mehr gut aus. Es hieß, sie trinke. Elfe fragte nicht, wie es Paul ging. Man sah den Rechtsanwalt sogar auf der Straße stehen und in ein Heft kritzeln. Norbert Kammerer hatte sich ihm bald darauf angeschlossen: Er kämpfte für einen neuen Jugendklub. Die Kinder, die jetzt aufwuchsen, sagte er, brauchten einen Ort für sich. Norbert leistete seinen Wehrdienst, wollte sich vielleicht verpflichten, Offizier werden. Paul musste nicht zum Bund, weil eins seiner Beine viel kürzer war als das andere, was davor niemandem aufgefallen war. Der Rechtsanwalt, erzählte Tante Karin, die auch im Krankenhaus alles wusste, habe eine Stunde im Büro des Bürgermeisters im Rathaus gesessen, niemand anders sei dabei gewesen. Schwitzend sei der Bürgermeister wieder hervorgekommen, die Hand des Rechtsanwalts schüttelnd, die er gar nicht wieder loslassen habe wollen. Die Fallerin schloss ihren Laden zum ersten mal seit fünfundzwanzig Jahren, und als alle dachten, sie würde ihn nicht wieder aufschließen, sei vielleicht sogar gestorben, öffnete sie nach vierzehn Tagen wieder: mit frisch getünchten Wänden und neuem Lack.

Das Zimmer füllte sich mit Qualm, und Gloria öffnete das Fenster, damit die Rauchschwaden abzogen. Es war nicht mehr Winter und noch nicht Frühling, leer und kalt draußen, aber hellere Tage. Gloria lehnt sich hinaus, immergrüne Sträucher und Disteln umstanden die Mülltonnen; die Katzen strichen um ihre Beine und lauschten dem Zwitschern eines einzigen Vögelchens. Geschirrkloppern und die Stimmen von Müttern, die ihre von der Schule heimkommenden Kinder bändigten.

Tante Karin: Der Kopf war wie eine alte Weide im Winter mit einzelnen Haarsträhnen wie kahle Äste. Das Gesicht hatte Auswüchse. Dabei war sie eine schöne und attraktive Frau gewesen. Sie trug die Arme immer bedeckt, mit langen Ärmeln, die übers Handgelenk fielen. Dennoch konnte man sehen, dass es auch hier Veränderung gab: schwarzbraune und rötliche Flecken auf Händen und Unterarmen. Die großen grauen Augen waren milchweiß geworden. Noch versuchte sie sich gerade zu halten, ein Schatten der kräftigen Tennisspielerin, die sie gewesen war, aber sie wirkte krummbeinig, der Rücken rund. Das Gewebe war mit der Krankheit aufgeschwemmt, täuschte zuweilen Frische vor; die Nägel so brüchig, dass sie sie ganz kurz, wie bis zu den Fingerkuppen abgeknabbert trug statt der schillernd-spitzen Krallen von früher. Eine solche Veränderung, flüsterten die Leute. Man muss kämpfen

gegen den Krebs, sagte Tante Karin, und sie kämpfte, und ihre Tapferkeit galt als lobenswert und vorbildlich.

Junge Leute waren bei Unfällen und durch Selbstmord umgekommen, aber niemand, den sie kannten. Gloria rauchte zum Fenster hinaus und sah in die Tiefe. Elfe dachte an weiße Pillen, Krankheit ging nur andere etwas an.

Das Licht, das hereinkam, war wärmer geworden. Die Katzen lagen mit ausgestreckten Pfoten auf Sonnenflecken.

Hannelore ging es gut im beschränkten Kreis, solange sie alle Schritte kannte und nichts Unerwartetes eintrat. Eine komische Geschichte: Die Krankheit hielt Tante Karin nicht davon ab, sich politisch einzumischen und überall aufzutauchen, wo Schritte unternommen oder Weichen eventuell neu gestellt wurden. Daneben kümmerte sie sich um ihre verwitwete Schwägerin. Einmal nahm sie Hannelore mit zu einer Versammlung, auf der es wieder einmal um die seit zwanzig Jahren geplante Umgehungsstraße ging. Hannelore trug ein rot und grün gemustertes Kostüm. Furchtbar, sagte Gloria. Sie hatte Mutter und Tante mit Karins Auto zum Versammlungsort gefahren und sich dann mit ihrem Freund getroffen, mit dem sie zum abendlichen Schwimmen am Baggersee verabredet war. Im Lokal am Kloster, wo die Bürger zusammenkamen, sprach zuerst der Bürgermeister, dann der Vertreter der Opposition, die seit der Ankunft des Rechtsanwalts zu ungeahnter Kraft gefunden hatte. Zu der Zeit neigte Hannelore bereits zu geistigen Aussetzern, war übernervös und muschelrig, zupfte oft an ihren Kleidern, um unsichtbare Fussel einzusammeln. Ruhig war sie, solange sie mit Gloria vorm Fernseher saß und vertrauten Serienfamilien zusah. Dann lachte sie auch. Nachrichten wollte sie nicht sehen und nicht hören, was los war. Gloria erzählte ihr wenig. Nur Tante Karin glaube immer noch, dass ein energisches Heraus- und Zusammenreißen in einem solchen Fall die beste Medizin war.

Die Diskussion verlief in der üblichen Reihenfolge: die Bauern, die Ladenbesitzer in der Stadtmitte, die Vertreter beider am meisten betroffenen Siedlungen. Die beiden Frauen tranken Weißweinschorle. Karin, die eine Perücke trug, hielt die Kellnerin mit den Augen fest und deutete auf ihre leeren Gläser, um eine neue Runde zu bestellen. Die Kellnerin ging auf Gummisohlen weiter. Hannelore fühlte sich hohl innerlich und hatte schon einen Schwips. Eine dickbauchige

Männerstimme dröhnte. Eine fistelnde, schwer zu verstehende Stimme antwortete. Hannelore trank in nervösen, kleinen Schlucken, stellte das Glas hin, nahm es wieder auf, stellte das Glas hin. Was ist mit dem alten Friedhof, fragte die Stimme. Ob es wahr sei, dass er verlegt werden müsse. Hannelore senkte den Kopf und horchte. Hinter dem Haarvorhang trank sie ihr Glas schnell aus. Mit solchem Mut stand Hannelore auf. Sie sagte: Über den Friedhof darf die Straße nicht gehen. Die Leute dürfen doch nicht unter einer Decke aus Teer sein, sagte sie. Ihre Zunge war ihr im Weg. Sie brachte ihre freie Hand, in der anderen hatte sie das Glas, vors Gesicht und hielt die Zunge fest. In ihrem Leben war Hannelore noch nie mutig gewesen, war in Trance durch ihre Jugend und die ersten Jahre ihrer Ehe gegangen; in der Erinnerung schien es ihr, als hätte sie immer geschwiegen. In der Sorge um ihre Töchter, als diese heranwuchsen, hatte sie manchmal Worte gefunden, als sie ihre eigene Passivität in den Kindern wiedererkannte, nur in schlimmerer, zerstörerischer Form. Dass sie schuld daran war, wie an anderen Fehlentwicklungen in ihrer Familie – sie nannte es: ihre bodenlose Unfähigkeit. Die Erleichterung nach Konrads Tod hatte die Schuldgefühle verstärkt, die Depression schlug über ihr zusammen, Traurigkeit und schlechte Laune. Auf ihre Schwägerin war sie wütend, eine spitze Flamme tief drinnen, doch sie hatte weder die Kraft noch das Geschick, sich Karin zu widersetzen. Im Grunde hatte sie den Tod ihres Mannes nicht verstanden.

Lassen Sie die Gräber in Frieden, rief sie theatralisch und schüttelte über ihrem Kopf die geballte Faust. Woher hatte sie solche Gesten?, fragte sich Karin, die aufgestanden war, um Hannelore zu beruhigen. Hannelore krächte: Der Bürgermeister geht über Leichen. Aber sie werden aufstehen und kommen, kreischte sie, ihre Hände schossen krallenhaft noch vorn, und sie machte Gespensterlaute: Es war entsetzlich. Die Leute kicherten und redeten durcheinander, Karin versuchte, Hannelore auf den Stuhl niederzudrücken. So etwas Lautes und Gemeines war äußerst peinlich. Sie hatte unter der Wucht dieser Schande einen merkwürdigen und unwillkürlichen Gedanken: Gott sei Dank werde ich bald sterben. Hannelore verlor die Lust, funkelte die Bürger am Nebentisch aber noch einmal an und rief: Lauter Skelette, lauter Skelette. Sie war stockbetrunken und sackte in Karins Arm zusammen. Mit ihrer beider Handtaschen und Jacken über dem einen Arm und ihrer Schwägerin im andern bahnte sich Karin

einen Weg zum Ausgang, die Perücke stand etwas schief auf ihrem Kopf, und lehnte Hilfeangebote mit verzerrtem Gesicht ab.

Die Mutter habe sich aber, sagte Gloria und streichelte die Katze auf ihrem Schoß, wieder beruhigt und sei wieder normal geworden.

Am frühen Morgen sagte Konrad zu Hannelore, er wird bis zum Nachmittag zurücksein, doch er kehrte nicht wieder. Er stieß mit den Füßen, als er losmarschierte, durch den Nebel, der noch auf der Straße lag. Hannelore sah ihm nach.

Zu dieser Zeit war er trocken. Er hatte die dritte Entziehungskur hinter sich, und wie immer in dieser Phase erwachte in ihm erst recht der Drang, Ausflüge zur Stadt hinaus zu unternehmen. Dabei war er allein: über die Hügel, durch den Wald oder am Wasser entlang. Einige Jahre vor der fatalen Bergbesteigung hatte er im Frühjahr, als das Tal überschwemmt war, eine Paddeltour unternommen. Er hatte das Boot aus der Garage geholt, es auf den Gepäckträger des Passats geschnallt, das Paddel hinten im Auto verkeilt, sodass es aus dem Fenster ragte, und war dorthin gefahren, wo das Wasser am höchsten stand, um über die überschwemmten Wiesen und Äcker, wie er es sich ausmalte, zu gleiten.

Dann hatte der geschwollene Bach ihn mitgerissen, und er wäre, als er unter das steinerne Brückchen gespült wurde, unter dem keine Handbreit Platz mehr war, und aus dem Boot herauskippte, beinahe ertrunken. Er entkam dem Wasser aber.

Zweitens war er nahe dabei gewesen, als auf dem Sportflugplatz ein Flieger abstürzte, als das Segelflugzeug in die Menge fiel und der Kunstpilot starb und verbrannte. Ein älteres Ehepaar wurde verletzt. Elfes Vater stand mit zwei Eistüten in der Hand, die er für Gloria und Elfe gekauft hatte. Das Eis ließ er in den Sand fallen. Er spürte die Hitze des Feuers auf der Haut.

Schwer zu sagen, was Konrad an diesem Tag bewog, den Berg über die Geröllseite zu besteigen, statt den Pfad zu nehmen, die sich durch den Wald hinaufschlängelte. Der Morgen war sommerkalt. Amseln liefen über den Waldboden, ein Kuckuck rief. Die Baumkronen filterten den Lärm des Autoverkehrs, Konrad seufzte und murmelte beim Ausschreiten vor sich hin. Sein Herz klopfte, und wenn er an die Flasche dachte, die tief in der Innentasche seines Anoraks steckte, klopfte es

noch lauter. Er hatte den halben Liter Korn schon vor Tagen an einer der modernen Tankstellen, die seit einiger Zeit im Umland auftauchten, erstanden. Nachts, diebisch, schlafwandlerisch. Seither erfüllte ihn ein Pulsieren, Wissen, das ihn weit erhob über sein alltägliches Leben, weit über die Stadt. Er flog wie ein gigantischer, dicht gefiederter Engel und sah auf Gärten und Wege hinunter. So war er im Traum oft geflogen in den Nächten, nachdem die ersten Schrecken des Entzugs vorbei waren. Eine Woche, in der das Geschäft, eins ins andere greifend, funktionierte; eine staunenswerte Maschine, in der jedes Einzelteil in schneidend scharfen Konturen sichtbar war. Die Vorfreude so weit wie möglich auszudehnen, das war die Kunst; die eigene Stärke zu testen, vieles war möglich. So war es immer gewesen. Der Waldweg wurde steiler, die Kiefernwäldchen wurden dünner, zuerst durchsetzten Sandzungen den Mulch, dann einzelne, freiliegende Basaltbrocken. Konrad stieg den Berg hinauf und betete. Sein geheimes Ritual begann mit den Flüchen. Mit der ganzen Konzentration, deren er fähig war, betete er einen Fluch herab auf seine Feinde: auf seine Frau Hannelore, die ihm zuwider war; auf seine spionierenden und heimtückischen Töchter; dass sie sterben sollten. Auf den Bauern Melzner, der ihn betrogen hatte vor fünfzehn Jahren, ein wüstes Schwein hinter fetter Freundlichkeit, um neunzig Mark beschissen, das war viel Geld damals. Der Fluch dehnte sich aus: gigantische Krankheiten, Blindheit und Tod. Wie immer beim Fluchen verspürte Konrad Lust. Und andere sollte es treffen: den Bürgermeister, die Queen und Dr. Kramer. Die ganze Stadt hüllte er in eine Wolke aus Hass und Pest, dabei klopfte das Herz. Seine Erregung steigerte sich, als er zu seiner Schwester kam. Seit seiner Jugend erfüllten ihn böse Phantasien, wenn er an Karin dachte. Weder die Schwester noch jemand sonst ahnten davon etwas. In einem Magazin hatte er, als sie beide jung waren, eine Abbildung gesehen, das Bild eines Mädchens, dem die Kehle durchschnitten worden war. So malte er sich damals Karin aus. Er würde Gott in seiner Gerechtigkeit zwingen, sie zu bestrafen, nackt durch die Stadt zu jagen – was passieren würde, so hatten ihre Eltern es ihm vorgestellt, wenn Deutschland den Krieg verlöre. Von den Menschen, die sich auf den Straßen drängten wurde sie ausgelacht und beschimpft, und nicht ihre Arroganz und Frechheit retteten sie. Den zweiten Teil des Gebets machten die Wünsche aus; der Morgen traf trotz der flimmernden Sonne immer noch kalt sein Gesicht, was ihm angenehm war. Das Wünschen war schwer. Er

wünschte sich von Gott, dass er ihm zeige, wie er in den Handel mit Plattenspielern einsteigen könnte, ein Ladengeschäft erwürbe mit schimmernden Produkten. Diese Hoffnung, es Karin zu zeigen, hatte er noch nicht aufgegeben. Er wünschte sich, vage, Gutes für seine Frau und Töchter, aber er wusste nicht, worin das Gute bestand; und dass sie mit einem Mal kapierten und sich mit der flachen Hand vor die Stirn schlugen, so wie es ihm nach dem ersten Schluck erging: endlich Klarheit. Rasch klapperte er durch die üblichen Wünsche: Gesundheit, ein langes Leben und Schutz vor Katastrophen, sein Herz lag darin nicht. Zum Schluss wünschte er sich, jetzt wieder aufrichtig, dass er verschwinden möge, ohne genau zu wissen, was er damit meinte, vielleicht: noch Abenteuer erlebte. An den Neuerungen, die ins gesellschaftliche Leben der Stadt – zum Beispiel verbrachte man jetzt im Sommer Sonntagnachmittage an Kiesgruben, abends wurde im Garten gegrillt – eingedrungen waren, beteiligte er sich schon lange nicht mehr, und der Stolz seines Lebens, seine Selbstständigkeit, verursachte ihm mit dem Geruch nach Öl und Eisen Übelkeit. Ich wüsste schon, ich wüsste schon, summte er vor sich hin, vergaß es, und sein Denken konzentrierte sich wiederauf das Mittel im Anorak. Wie er es zu Hause geplant hatte: Seitwärts suchte er Durschlupfmöglichkeiten durch das Unterholz, um in einem Halbkreis um den Berg herum auf die Südseite zu gelangen. Lustvoll empfand er, wie Brombeerranken und Zweige seine Hände und Unterarme zerkratzten und störrisches Blaubeerkraut seine Hosenbeine hinauffuhr; doch das Mückengesumme, sobald sich an einer Stelle der Wald lichtet und die Sonne das Moos austrocknete, gefiel ihm nicht. Er schlug mit der flachen Hand nach den Mücken und Bremsen und war befriedigt, wenn er eine zerdrückte. Seine Schwester Karin! Endlich war er am Fuß der Geröllhalde angelangt. Er setzte sich auf den Boden. Erhitzt von dem Marsch, setzte er sich in die runde Aushöhlung eines Gesteinsbrocken. Der erste Schluck brachte Kühlung, dann wischte er sich mit dem Taschentuch über das Gesicht. Wie sich der freie Atem vom Magen aus im ganzen Körper ausbreitete; er trank noch einmal und schraubte die Flasche zu. Alles, wie er es von sich selbst verlangte, musste langsam und überlegt vor sich gehen. Vor allem das Trinken. Wenn er zu schnell trank, blieb die ersehnte Wirkung aus.

Der Aufstieg war zunächst ein Kinderspiel. Es gab noch tote Wurzeln und trockenes Gesträuch zum Festhalten, und die Steine waren miteinander verkeilt. Er

kletterte und wandte sich um, das Licht flirrte, weiter unten war es noch diesig, ferne Motorengeräusche. Auf einem schönen flachen Stein, der aussah wie ein urzeitlicher Tisch und von der Sonne erwärmt war, legte er sich auf den Rücken. Jeden Augenblick gedachte er auszukosten, die Wärme zu genießen, mit geschlossenen Augen ausgestreckt liegend. Die auf der Brust verschränkten Arme hielten sein Herz.

Natürlich wird es, steigt man weiter, immer schwieriger, Halt zu finden. Das Geröll knurrt und rasselt: nichts ist mehr fest. Dennoch war Konrad zuversichtlich. Er hatte ein Viertel der Flasche getrunken, er taumelte nicht und war so kräftig wie schon lange nicht mehr. Vorsichtig setzte er seinen Fuß, jeden Tritt tastend und ausprobierend. Auf diese Weise schaffte er auch die zweite Etappe. Es war nicht das erste Mal, dass er hier oben gewesen. Er wusste, da kam ein kleiner Vorsprung, ein Bett mit ein wenig Sand, ein paar Halmen, zur Rast. Der Hang wurde steiler, er stützte sich mit den Händen ab. Einmal rollte ein Stein unter dem Fuß weg, doch er steht gleich wieder gerade. Er sieht dem runden Brocken nach, der ein paar Sprünge nach unten macht und dann liegen bleibt.

Als er den Vorsprung erreicht hatte, setzte er sich. Er schwitzte und war außer Atem, ließ die Beine über die Kante baumeln. Er trank und sah erst dann die rosa Blüten, die aus einem Mooskissen auf dem Stein herauswuchsen. Er wusste nicht, welche Blumen es waren. Er streichelte die Blüten. Immer machte in der Alkohol fühlsamer und empfindlicher auf der Haut. Alle seine Sinne waren erhöht, er roch sogar die Elstern, die am Gipfel, oben am Aussichtsturm hockten; er konnte sie wie durch ein Opernglas sehen, die nervösen Zuckungen ihrer Flügel. Trinken, bis die Nervenempfindungen beinahe unerträglich wurden. Früher hatte er beim Trinken die Grenze überschritten. Heute lachte er, so groß war die Lust, die ihn erfüllte, und umschlang sich selbst mit den Armen. In einer Hand hielt er die Flasche, die er vergessen hatte, zuzuschrauben. Vielleicht wuchs neben ihm, würde er den Kopf wenden, sogar ein weißes, gebogenes Birkenstämmchen.

Wie er lag, als er gefunden wurde: mit zerstörtem Gesicht und gebrochenem Rückgrat in den Himmel schauend. Einen Stiefel hatte er im Fall verloren. Er muss, hieß es, von der kleinen Plattform unterhalb des Gipfels gestürzt sein, so wie er lag. Aber was es ein Sturz? Kletternde Buben fanden dort im nächsten Sommer eine Schnapsflasche, die sie weit segeln ließen. Sie warteten auf das Zerplatzen und Klirren

beim Aufprall und dachten nicht weiter über den Fund nach. In den Wäldern und auf den Hängen fanden sie viele Dinge, vor allem Schuhe, Jacken, und einmal ein schmutzbedecktes Brautkleid. Leere Flaschen lagen praktisch überall verstreut und waren nichts Besonderes.

Nachdem die Trennung von Ferdinand endgültig war, schlief Elfe mit Männern, wie es gerade kam. Leider hatte sie nie richtig gelernt, den Sex richtig zu genießen. Ferdinand, der es versuchte, hatte es ihr nicht beibringen können. Sie tat es im Drang nach Aktivität und Abwechslung, andere Menschen blieben ihr ein Rätsel. Sie ängstigte sich, die Beweggründe ihrer Liebhaber verstand sie nicht. Das Leben, das die jungen Männer führten, nachdem sie am Morgen aus dem Haus gegangen waren, war so weit entfernt, dass sie nicht auf den Gedanken kam, daran zu rühren. Sie schien interesselos zu sein.

Leiff Halson, der gelbes Haar hatte, brachte Bücher mit, die er aber nach dem Sex wieder mitnahm, sodass sie nicht herumlagen. Er gestand ihr, er möge Frauen eigentlich nicht, sie war schläfrig. Nebelballen zogen hinter ihren Lidern vorüber. Leiff redete viel und zappelte, während er redete. Er war Student. Martin Voss war an Büchern nicht interessiert und brachte stattdessen weiße und rosa Pillen mit und Bier. Sie sahen zusammen fern und vergaßen manchmal, ins Bett zu gehen. Martin bewunderte Elfe, die er für eine Künstlerin und Entrückte hielt. Zu de Zeit hungerte Elfe wieder, sie war blass und hatte dunkle Augenringe. Auf den Tod spekulierte sie aber höchstens unbewusst. Sie dachte an zu Hause und an ihre Zeit mit Ferdinand wie an Märchen, die sich vor langer Zeit zutrugen. Sie weinte oft, Albert hatte sie allein gelassen. Als sie sich zum letzten Mal gesehen hatten:

Die Anstreichertruppe hatte sich aufgelöst. Zunächst war alles wie immer gewesen, dann geschahen Kleinigkeiten. Der eine blieb weg, dann der andere. Maurice, der Boss, verschwand für ein paar Wochen und unternahm, nachdem er zurückgekehrt war, noch einmal einen Versuch. Ein Aufflackern, aber dann gab es die Truppe nicht mehr.

Sie saßen sich im Park im Gras gegenüber. Nebenan auf dem Spielplatz schrien am Seil fliegende Kinder. Über die Grashalme torkelten Ameisen. Sie hatten zwischen

sich eine Zeitung gebreitet und legten darauf das Geld, das jeder von ihnen besaß, Münzen und Scheine. Seit einiger Zeit schon hatten sie es sich zur Gewohnheit gemacht, ihr Geld zu teilen, sodass es leichter war, durchzukommen: einmal hatte der eine mehr, ein anderes Mal der andere. Sie zählten und teilte und sahen den Ameisen zu. Sie sprachen, die alten Dinge, aber Albert war bereits in Sicherheit, das spürte Elfe. Er brauchte sie nicht mehr. Er hatte zwar immer noch keine feste Arbeit, keine Aussichten, trotzdem schien es, als hätte der Sturm sich gelegt: Albert hatte innegehalten und sich selbst wahrgenommen. Seine Bewegungen waren weniger fahrig. Was er redete: die alten Geschichten. Aber seine Liebschaften hatten mehr Leuchtkraft, und seine Abende. Seine Schraffuren und kleinen Skulpturen hatten sich verändert. Er forschte ernsthaft nach. Überhaupt schien er, anders als früher, von großem Ernst erfüllt, und Elfe schreckte zurück. Wieder war sie zu ängstlich, ihrem Freund zu folgen, lieber lauschte sie dem trägen Vorbeiziehen der Zeit. Selbst davor hatte sie Angst. In dem engen Kreis ihres Egoismus gelang es ihr nicht, sich mit Albert zu freuen, ihm die Daumen zu halten. Spinnereien. Heimlich dachte sie: Albert habe sie verraten, weil er sich von ihr wegbewegte. Wie alle sie immer verrieten. Mit dieser Vorstellung war sie nicht allein. Viele junge Frauen in dem Kreis, in dem sie lebte, hassten, was außerhalb ihres Verständnisses lag, und verspotteten es, ängstlich in ihrem Lautsein. Immerhin beschimpfte und bekämpfte Elfe Albert nicht, wie sie es in der Szene oft erlebt hatte. In einem Overkill von Sarkasmus und Schmutz versuchten die Mädchen klein zu machen, was sie nicht verstanden, und was sie hatten, festzuhalten. Für Außenstehende war der Anlass oft nicht ersichtlich; sie erkannten die Mischung aus Faulheit und eifersüchtiger Ohnmacht nicht. Vielleicht ahnte Elfe, dass sie selbst aufbrechen musste. Sie hatte die Fähigkeit zur Großzügigkeit, sie war nur zu wenig geübt darin.

Durch die Allee bewegte sich eine merkwürdig Prozession in Richtung Wasserfall. Die Bewegung von Ästen und Zweigen pflanzte sich wellförmig fort, Rauschen und Blätterrauschen. Untern den Schritten, die rhythmisch auf dem Kies zerplatzten, waren die Stimmen nur als Flüstern vernehmbar. Die Amseln waren in diesem Jahr zu einer Plage geworden, sie liefen über die Wiesen und Wege. Sie ließen sich normalerweise von Menschen nicht stören, doch der Umzug schreckte Scharen von Vögeln auf. Immer noch fielen Blütenblätter wie Schnee, obwohl es schon Mitte

Juni war. Auf dem Teich lag ein Schleier. Die Prozession zog in den nächtlichen Teil des Parks. Viele im Zug trugen Bilder von Verstorbenen, auf Papptafeln aufgeklebt; einige der Fotos waren von Blumen gerahmt, von anderen hingen schwarze und orangefarbene Bänder. Es waren beileibe nicht nur alte Mütterchen, so wie man es gewohnt war. Junge Paare und einzelne aufrecht gehende Frauen. An der Spitze der Demonstration marschierten rotgesichtige Männer mit dickem Bauch, in korrekten, wenn auch sommerlichen Anzügen. Die Bewegung schien fast zu viel in der heißen, verbrauchten Luft, als kündigte sich ein Gewitter an. Ein Paar hatte ein Kreuzifix mitgebracht in einem ledernen, um den Bauch geschnallten Halter. Hunde liefen den Marschierenden zwischen den Beinen hindurch. Die Trommler bildeten eine Abteilung für sich. Hinter ihnen schoben Ältere Kinderwagen, die auch mit Blumen, mit Teddybären, Spielzeug geschmückt waren. Danach kamen die Flötenspieler, die ihren Instrumenten furchtbar hohe Töne entlockten. Viele Frauen im Zug trugen Stöckelschuhe, was das Laufen über den Kies erschwerte; alle waren im Sonntagsstaat, nur eine Gruppe von Gammlern, die sich angeschlossen hatte, fiel auf mit schmutzigen Zöpfen und Cowboyboots. Der Kies und die Trommeln erzeugten ein andauerndes Grollen, über das sich das Fiepen der Flöten legte. Später würde es, wie fast jedes Jahr, zu Streitigkeiten und sogar Handgreiflichkeiten zwischen den Festteilnehmern kommen. Die Polizei tauchte jedesmal erst dann auf, wenn alles vorbei war, um zu sehen, ob Menschen ernsthaft verletzt worden waren.

Elfe schaute Albert an, der auf dem Rücken Gras lag und die Augen geschlossen hatte. Sie war sich dessen nicht bewusst, aber ein wenig wuchs in ihr der Stolz und der Wunsch, eine Lösung zu finden (dass eine Lösung überhaupt möglich war). Sie nahm ihren Teil des Geldes vom Zeitungsblatt und sah Albert an, der im Schlaf lächelte, stand auf, zupfte das Röckchen zurecht und ging weg. Albert schlug die Augen nicht auf.

Kaliban war dick und stark. Dabei schwärmte er vom Kampfsport und machte tänzelnde Kung-Fu-Schritte; sie sahen zusammen Kung-Fu-Filme im Kino an. Elfe war erleichtert, dass er nicht vom Tod sprach. Außerdem hatte er Geld, er arbeitete am Band in der Autofabrik. Am Wochenende aß Elfe sich satt: Pizza und Kuchen. Kaliban lud sie ein, auch ins Kino, einmal gingen sie in den Zoo. Er war großzügig und gar nicht unangenehm. Selten verbrachten, es war Sommer, Zeit in Elfes Wohnung, denn

Kaliban litt die Unordnung nicht. Diese Zeit war gut – danach kamen Mario und Ulli, die wieder Drogen mitbrachten, wieder Zerfall. So Viele waren es.

Auf der Kommode im Flur, bei der die beiden oberen Schubkästen fehlten, sodass das Aufgetürmte in der untersten in die leere Höhle ragte, stand auf dem nach hinten gegen die Wand gerutschten Stapel alter Theaterprogramme und Hefte ein Kästchen mit Fotos, Glassteinen und einem braun vertrockneter Birnengrips, um den sich Staubfäden wickelten. Ein gefütterter Handschuh griff mitten im Sommer nach dem Kästchen; verdreckt war der Handschuh, von Flüssigkeiten durchtränkt; mehrere leere Haarspraydosen, ein Plastikeimer, der einen großen Schatten warf, wenn das Licht brannte – seit Gloria eine neue Birne eingeschraubt hatte, gab es zumindest hier, im Flur vor dem Spiegel, Licht. Der Lampenschirm lag allerdings im Plastikeimer; auf allem ein Katzenhaarschleier. Elfe schloss die Wohnungstür hinter sich. Sie rutschte an der Innenseite der Tür entlang, bis sie auf dem Boden saß. Sie hatte schon vergessen, wo sie gewesen war. Durch ihre Bewegung war Staub hochgewirbelt worden. Es roch nach Katzenpisse, obwohl Gloria mit den Katzen längst wieder abgereist war. Elfe hatte vergessen, wo sie gewesen war, was sie getrunken, was sie genommen hatte. Sie wusste, dass die Welt sich drehte, sie war in den rauschenden, stinkenden Flur gefallen, in das Wehr draußen vor der Stadt, wo das Wasser schäumte und aufspritzte. Sie erbrach sich und wurde herumgerissen, immer im Kreis, die Stirn gegen den Fußboden gedrückt. Sie presste die Augenlider zusammen gegen das Licht in ihrem Kopf, wodurch aber der Schwindel wieder schlimmer wurde. Mühselig schob sie sich auf Händen und Knien in Richtung Zimmer, dort war früher Morgen. Auf der Schwelle legte sie sich wieder hin, um auszuruhen. Vom Bett an der gegenüberliegenden Wand hing zu einer Schlange zusammengerollt nur das Laken, der Rest des Bettzeugs war verschwunden, vielleicht unters Bett, oder es war in den Haufen Schmutzwäsche geraten, der aus dem Kleiderschrank quoll. Vielleicht hatte Ulli es mitgenommen, der klaute. Elfe hob den Kopf ein wenig vom Boden, um sich selbst zu gratulieren: dass ihr der Name Ulli wieder eingefallen war und das Wort klauen. Langsam und wenn sie sich Mühe gab, würden mehr Namen und Wörter zurückkommen, um Ordnung zu schaffen. Warten. Ganz kurz schlug sie die Augen

auf. Vor ihr hatten sich die beiden Küchenhocker mit ihren langen Röhrenbeinen ineinander verkeilt. Ein vertrocknetes Wurstbrötchen lag in Staub und Haaren, wieder schüttelte sie eine Welle von Übelkeit. Plötzlich fiel ihr ein, wo sie in der Nacht gewesen war: Im Club Fouray, in einem violetten Meer, zusammen mit Catherine, die aus dem Sternenhimmel nach Ewigkeiten wieder aufgetaucht war. Oder war das im vergangenen Jahr gewesen? Mühsam sah sie auf ihre nackten Arme, über die immer noch gelbe und violette Lichter glitten. Es musste letzte Nacht gewesen sein. Die Entfernungen stimmten nicht mehr, was nah war, schien in der Zeit fern, und das Vergangene drängte sich in den Vordergrund. Ferdinand hatte sie gewarnt vor den Drogen und dem Herumziehen, halbherzig, ohne Überzeugung, als befürchte er, sie könnte seine Ermahnungen beherzigen. Wie es war, war es für ihn einfacher. Arme Elfe – Elfe schluchzte in der Küchenecke liegend. Sie hatte verstanden, dass Ferdinand sie nicht wirklich retten wollte, auch wenn er es selbst nicht wusste. Aber er war um sie besorgt, das wohl. Manchmal packte er sie bei den Schultern und schüttelte sie. Dabei war er auf dem Sprung, hielt Ausschau. Im Fouray hatte sie getanzt, obwohl sie zum Tanzen keine Lust hatte; Zucken und Schieben, dröhnende Bässe. Sie machte die Augen zu, versuchte, die Umgebung zum Stillstand zu zwingen. War es fern oder nah, dass sie mit Albert im Park gewesen war? Der Schrank unter der Spüle stand offen, und ein beißender saurer Gestank kam hervor. Sie wusste nicht, ob sie den Mülleimer in den letzten Wochen ausgeleert hatte. Wie lange war sie unterwegs gewesen? Viele Tage und Nächte, so schien es. An ihren angewinkelten Knien vorbei, konnte sie in den Flur sehen, wo der Inhalt ihrer Handtasche verstreut lag. Wie die Spur, die Hänsel und Gretel durch den Wald legten: blutender Lippenstift, Spiegelscherben, Zigaretten. Wer hatte sich darum gekümmert, dass sie den Haustürschlüssel nicht verlor? Wer hatte sie nach Hause gebracht? Ihre beiden Knie waren aufgeschürft. Ihr Rücken schmerzte, doch den Kopf spürte sie nicht; er war wie ein Ballon, an einem Faden hängend schwebte er und tanzte in der Luft. Sachte stieß er gegen Wände und Möbel, lag dann still, bis ein Luftzug ihn wieder sanft bewegte: bloß nicht die Augen schließen. Gesund werden. Schlafen. Darauf musste sie sich konzentrieren. Sie kroch weiter, bis sie mit dem Kopfballon etwas Weiches berührte. Ihre Winterjacke aus imitiertem Schaffell lag, jetzt im Sommer, einladend auf dem Boden, damit sie, die Jacke mit beiden Armen zu einem Polster formend, ihr Gesicht auf den Pelz legen

konnte, damit das Drehen aufhörte und sie schlafen konnte. Eine Erinnerung versetzte ihr einen Stoß: Was es diese Nacht gewesen? Niemand hielt ihre Hand, niemand war bei ihr. Sie stand vor der Wohnungstür und hielt den Schlüssel in der geballten Faust. Von Tränen und Schmutz und Cola-Rum klebten ihre Finger zusammen. Die Nachbarin, Madame Soulage, kam von unten, mit Einkaufstüten in beiden Händen, die Treppe hoch. Madame Soulage sang oft, wenn sie nicht sang, redete sie vor sich hin: sie brauchte keinen Gesprächspartner. Heute sang sie rote Rosen. Keuchend kam es heraus. Obwohl Madame Soulage auf die Jugend schimpft und meinte, man müsste viele ins Heim sperren, oder Arbeitsdienst hat noch nie jemand geschadet, rauchte sie, wenn sie sich traf, mit Elfe eine Zigarette. Sie schnorrte die Zigaretten von Elfe, dann standen sie zwischen ihren beiden Wohnungstüren oder hockten sich auf die oberste Treppenstufe. Madame Soulage war fasziniert vom Männerverkehr in Elfes Wohnung.

Heute Morgen sah sie gleich, wie betrunken das verwahrloste dünne Ding von nebenan war. Madame Soulage trank selbst gern und schwebte den ganzen Tag auf einem Teppich von Korn, war aber der Meinung, man dürfe kein Spektakel machen. Einer ihrer Standardsprüche war: Mein Mann ist schon so lange tot, dass ich nicht mehr weiß, wie er hieß. Der Krieg ist vorbei. Dann lachte sie laut. Sie sprach den Satz mindestens einmal in fünfzehn Minuten aus, sei es im Selbstgespräch; sei es, dass das Glück ihr einen Vertreter bescherte oder sie den Concierge an der Eingangstür erwischte. Hinter den geschlossenen Lidern hörte Elfe den Satz klar und deutlich, was den pulsierenden Schmerz in ihrem Kopf verschlimmerte, aber immerhin war es eine fassbare Erinnerung. Sie hatten am Morgen auf der Treppe gegessen: Mein Mann ist schon so lange tot, dass ich nicht mehr weiß, wie er geheißen hat. Madame Soulage hatte eine Taschenflasche Wodka aus den Einkäufen gezogen, und die Erleichterung hatte Elfes Herz geweitet. Die Nacht lag schon so weit zurück.

Elfe trug auf der Heimreise einen jagdgrünen Rucksack. Mit ihm war Elfes Vater früher wandern gegangen; ein solides, altes Stück aus festem Stoff, rund und bauchig und nicht wie moderne Rucksäcke aus Nylon und mit Streben versehen. Das, was sie besessen hatte, als sie den Zug zusammen mit Ferdinand in die andere Richtung

genommen hatte, war ihr weitgehend abhanden gekommen. Im Rucksack hatte sie Unterwäsche und ein paar T-Shirts, die Gloria ihr mitgebracht hatte. Ihre Mutter hatte ihr zuletzt Päckchen geschickt, mit Zigaretten, Niveacreme und Dosenwurst. Lange hatte Hannelore sich geweigert, Elfe Sachen zu senden: die Berechnung dabei war, dass ihre Tochter, wenn sie Mangel litt, nach Haus kommen würde. So plante Hannelore monatelang und rechnete mit Elfes Rückkehr. Sie spannte ihre Schwägerin ein, um mit den richtigen Leuten wegen einer Lehrstelle für Elfe zu reden. Tante Karin war zu der Zeit aber schon krank und längst nicht mehr die Alte.

Als Elfe ging, war die Stadt erregt von Diskussionen über eine Serie von Bränden, die seit vergangenem Sommer ausgebrochen waren. Sich stützend auf dünne offizielle Informationen, spekulierten die Leute, ob der Theaterbrand der Auftakt dieser Serie gewesen war. Zweimal brannten Kinderwagen, die in Hauseingängen abgestellt waren. In beiden Fällen konnte das Feuer gelöscht werden, bevor großer Schaden entstand; zwei Dreizehnjährige, die versuchten, die Flammen selbst zu löschen, erlitten eine leichte Rauchvergiftung. Als in einem jugoslawischen Restaurant ein Brand gelegt wurde, hieß es, kriminelle Banden und Drogenhändler bekämpften einander; dann wieder, als etliche Familienautos ausbrannten und nachts ein Wachmann im Eingangsbereich einer Bank Benzin getränkte Lumpen fand, hieß es, die Brandserie sei das Werk wuterfüllter, herumlungender Jugendlicher.

Sechs Leute saßen im Abteil. Ein breiter, rotgesichtiger Mann am Fenster las laut und ungebeten aus der Zeitung vor: lodernde Flammen, verkohlte Polster und giftiger Rauch – wie ein Gedicht. Er betonte die Silben, als schlug er auf dem Klavier mit dem Zeigefinger immer eine einzige Taste an. Ein junges Pärchen versuchte nicht zu lachen über den Dicken, es hielt sich an den Händen. Elfe hörte auch nicht mehr zu. An dem Profil der grauhaarigen Frau am Fenster vorbei sah sie hinaus: Sturmschäden im Wald, durch den der Zug fuhr, überall umgestürzte Stämme, halbe Kronen. Vorbei an stinkenden Wiesen, am Bahndamm wucherten die Himbeeren. Elfe fühlte sich zuversichtlich (sie kämpfte dagegen, sie glaubte nicht, dass sie ein Recht darauf hatte). Vielleicht könnte sie ihrer Mutter und Tante eine Stütze sein, jetzt nachdem sie die Tage auf dem Fußboden überstanden hatte. Heimlich freute sie sich auf die Freundschaft mit ihrer Schwester, die in der Zukunft möglich schien. Sie war viel weniger nervös und erlebnissüchtig. Dabei hatte sie, als sie mit dem Rucksack das

Haus verlassen hatte, nur einen leuchtenden Gedanken. Dort, wo die Züge in den Bahnhof einfuhren und der Autobahnzubringer sich weit über die Gleise wölbte, wollte sie hinunterspringen, aufschlagen und zerschmettern. Niemand glaubt so glühend an den Selbstmord wie die Jungen; nicht einmal die von Krebs und Schmerzen Zerrissenen, die ihn schließlich verüben. Mit diesem Ziel vor Augen war sie in der Wohnung wieder zu Kräften gekommen, denn sie wollte auf jeden Fall gesund sein, wenn sie sich das Leben nahm. Daran hatte sie sich festgehalten, als der Sturm durch die Stadt tobte und Regen in ihr Zimmer stürzte, frischer Regen. Ausgemalt hatte sie sich die Schritte, die zu machen sie ganz den Mut hatte: fallen, von der Wucht eines fahrenden Zuges erfasst werden; oder mit dem Messer, längs die Adern im Unterarm, ins Herz; erhängt am Fensterkreuz, tot wie eine Puppe. Solche Gedanken hatten sie am Leben gehalten. So hatte sie die Übelkeit und den Hunger überstanden; mit dem Mut, den sie zukünftig beweisen würde, hatte sie die Entgiftungsschmerzen bekämpft, ein permanentes Nagen an den Knochen, Krämpfe in den Muskeln und Eingeweiden.

Die Stadt, als Elfe zum Bahnhof ging, war neu, die Luft angereichert mit Ozon, Blätter und Blüten bedeckten die Bürgersteige. Sie gut sie es verstand, hatte Elfe die Wohnung gesäubert, das Erbrochene aufgewischt. Schön erschien ihr das Zimmer, als sie fertig war; das Bad hatte sie geschrubbt mit Überresten von klumpigen Scheuerpulver; schließlich sah sie sich in den Fliesen, berührte erstaunt ihre Arme und ihr Haar. Vielleicht hatte sie, seit Ferdinand Schluss gemacht hatte, nicht richtig gedacht; vielleicht hatte sie sich einfach angehalten. Während sie Plastiktüten voll Müll in den Hof schleppte – warum war sie früher nicht darauf gekommen, sie lachte beinahe, so gut gefielen ihr die Bewegungen und die eigene Stärke –, fiel ihr Alberts Traurigkeit ein, als er ihr vorwarf, sie klammere sich an Stückchen. Es schien ihr, als verstünde sie jetzt, was er gemeint hatte: Sie hatte Angst, und das machte sie egoistisch. Draußen war sie immer noch überzeugt, dass sie sich umbringen würde; sie würde sich die Aussicht nicht rauben lassen. Die Straße zum Bahnhof stieg steil an. Ihr schwindelte ein bisschen von den elenden Tagen der Vergiftung und von der Anstrengung des Saubermachens. Aber schön war sie. Sie betrachtete sich in den Schaufenstern, gut aussehen, mit dem Rucksack wie ein tanzender runder Buckel. Wie ihr die verhasste Wohnung, das schäbige Haus schön erschienen war im Licht ihres

bevorstehenden Endes. In ihrer Naivität stellte sie sich vor, ihr eigener Tod würde von strahlender Bedeutung sein. Sie wusste noch nicht, dass ihr Körper und die Kräfte, die lenkten, sich anders entschieden hatten; ihr wahrhaftiger Entschluss (das, was ihr bewusst war), im Wahn nicht mehr festzuhalten zu versuchen, was schon untergegangen war, führte sie zu einem anderen Ziel. Sie erkannte, noch nicht vollständig, dass sie jetzt eine Vergangenheit hatte. Vor einer Apotheke blieb sie stehen, um ihr Geld zu zählen. Tief in die Tasche ihrer Jeans hatte sie die Scheine vergraben, die bei der Teilung mit Albert für sie geblieben waren. Aus abergläubischen Gründen hatte sie das Geld nicht ausgegeben. Wie sie durch die tolle letzte Zeit gekommen war, wollte sie nicht mehr wissen. Sie änderte ihren Plan: Sie würde nach Hause fahren, um dort ihr Ziel zu verwirklichen. Das Geld, das sie in ihrer Faust umklammert hielt, sie wusste nicht, wie viel es war, würde für die Fahrkarte reichen.

Sie verschob ihren Selbstmord auf später, bald. Jetzt war sie begierig, nach Hause zu kommen. So glühend war der Gedanke in ihr und breitete sich aus, sie habe ihre Mutter und Schwester, sogar ihre Tante, in Sorge gestürzt, niemandem Gutes getan. Ihr Herz schlug laut im Takt der Räder, ein alter Zug, klirrend und schwankend. Die Reisenden waren verstummt, der zeitunglesende Mann und die knöchrige Frau hatten die Augen geschlossen. Im Gang lärmten Schuljungen, die Schatten draußen flatterten im Fahrtwind.

Pauls Mutter starb in diesem Jahr. Paul berichtete Elfe: Die Lehrerin litt an einer ungreifbaren Krankheit. Die erste Diagnose deutete in Richtung Leukämie, doch dann vermissten die Ärzte in der Klinik bestimmte Aussagen im Blut, die ihre Feststellung untermauern sollten. Irgendwo im Körper, sagte ein Arzt, wachse ein bösartiger Tumor, alle Anzeichen sprächen dafür. Doch er fand auch nichts. Sie magerte ab. Sie glaubte an den Einfluss der Sterne und der in der Erde verborgenen Edelsteine und Mineralien. Heilphilosophen, die gegen die Schulmedizin wetterten, waren schon seit einigen Jahren en vogue. Neben den auf geheimnisvolle Weise wirkenden Kräften suchten sie die Krankheitsursachen in menschengemachten Giften im Wasser und im Essen. Freundinnen der Queen wollten mit einem Geigerzähler die Radioaktivität in ihrem Haus messen, doch es gelang ihnen nicht, und der ganzheitliche

Naturheilpraktiker klärte sie auf, das umstrittene Kernkraftwerk liege viel zu weit entfernt, als dass seine Strahlen gefährlich seien, und außerdem werde die Radioaktivität, die überall vorkomme, maßlos überschätzt. Der Arzt sagte, berichtete Paul Elfe, zusammenliegend in seinem alten, engen Kinderzimmer, ausschlaggebend sei vielmehr der seelische Aspekt der Erkrankung der Queen, hier müsse man ansetzen. Viele Kreise durchmaß die Lehrerin, besuchte Onkologen und Internisten, Psychologen und moderne Kräuterweiblein, doch es half nichts, sie wurde immer dünner und dann zu schwach, um aufzustehen. Schließlich lag sie, ganz gewöhnlich, im Krankenhaus, wo der Chefarzt einen Krebs feststellte, der im ganzen Körper bereits Metastasen gebildet hatte. Bestrahlung und Chemotherapie schwächten Pauls Mutter immer mehr. Meist hatte sie die Augen geschlossen, wenn er an ihrem Bett saß. Ihr knochiger Körper und die mühevollen Atemzüge erschreckten und bedrückten ihn. Wenn du wieder gesund bist, werden Elfe und ich heiraten, sagte er zu seiner Mutter, und sie habe jedenfalls gelächelt, berichtete er Elfe, die an seiner Seite schlief.

Elfe sah Paul oft an. Sie verstand, wie er ungläubig seine Mutter weggehen sah. Die Mutter, die ihn wie das Ungeheuer in einem Science-Fiction-Film umschlungen gehalten hatte, sodass er sie mit herumschleppte und nur heimlich Wissen sammelte und Freiheit. Wenn sie starb, würden ihre Liebe und ihre Gemeinheit sterben.

Elfe schien es, als könnte sie jetzt alles, was früher verdeckt gewesen war, klar sehen. Der Sturm hatte in der Region Bäume entwurzelt, die Straßen lagen voller Äste und zerfetztem Laub. Die Sonne war stark. Paul, so, wie es seine Natur war, wollte alles gut machen. Er hätte gern die Schmerzen seiner Mutter auf sich genommen, die so schwach geworden war. Im Krankenhausbett, betäubt, wurde sie immer kleiner. Er saß bei ihr, sooft es ging. Ihre Hand hielt er dabei nicht, denn das war nicht üblich. Aber er hätte es gern getan.

Für Johannes, den intelligenten, rebellischen Sohn der Alkoholikerin, den Freund von Paul und Elfe, hatte es keine Umkehr gegeben. Für ihn war der Selbstmord eine endlich frei getroffene Entscheidung, ein stolzes Ende, er erhängte sich in den Weiden. Die Stadt reagierte zunächst mit Schweigen, die Mutter trank und endete in der Psychiatrie. Als die beiden Polizisten zu der Mutter in die Wohnung gekommen waren, hatte sie, als wüsste sie es bereits, ja gesagt, ohne Tränen, ein Arzt kam und

gab ihr eine Spritze. Sie redete mit niemandem, rief auch ihre Eltern nicht an, die, soviel man wusste, irgendwo in Norddeutschland lebten.

In dem Schweigen aber wurden die Ermahnungen des Rechtsanwalts hörbar, dass die ständige Gefährdung der Kinder nicht mehr hingenommen werden konnte, die Stadt sich als Ganzes tötete in Trauer und Suff. Der zweite Schlag kam, als Norbert, der eine auf der Fahrbahn liegende verletzte Katze bergen wollte, von einem Auto erfasst wurde und die halbe Nacht am Straßenrand in den Brennesseln lag. Der Autofahrer beging Fahrerflucht. Er war, meldete die Polizei, bereits über mehrere Kilometer Schlangenlinie gefahren; man ging davon aus: in betrunkenem Zustand. Norbert lag lange im Koma. Die Stadt drehte sich um die eigene Achse, es wurde laut. Der Bürgermeister, der früher die Dinge im Griff hatte, wie es wenigen Politikern gelingt, wusste nicht mehr, was los war. Was unter seiner Herrschaft gesät worden war, ging auf, doch er sah es nicht mehr. Er rannte noch immer hektisch von einem Unterstützer zum anderen, versuchte Versammlungen einzuberufen, doch die Unterstützer wurden weniger, Freunde ließen sich verleugnen. Er belagerte das Büro des Rechtsanwalts, der ihn jovial grüßte und emsig dabei war, die Opposition zu organisieren. Der Rechtsanwalt saß der Polizei im Nacken, den Unfallfahrer zu finden; die Polizei hatte Bange, herauszufinden, dass der Fahrer jemand war, der sie in Schwierigkeiten bringen könnte. Der Anwalt ließ nicht locker, er mochte den jungen Norbert, der zu ihm aufsaß. Der alte Schell tobte, dann kam die Zeit, in der er es nicht mehr wusste. Norbert wachte auf. Der Arzt drückte dem Vater, der wie jeden Tag kerzengerade auf einem Stuhl neben dem Bett saß, die Hand. Ob Norbert allerdings den rechten Arm wieder normal würde bewegen können, war noch offen zu der Zeit, als Elfe nach Hause kam. Als er aus der Ohnmacht erwachte, lächelte Norbert seine Eltern an. Eine kalte Wut trieb Norberts Vater. Dabei wusste er, dass die ganze Stadt ihm zustimmte, dass endlich etwas geschehen müsse: was die Wut am Leben erhielt.

Nach der Queen starb Tante Karin. Hannelore schwatzte und weinte bei der Beerdigung, Elfe und Gloria hielten sie an beiden Armen untergehakt. Ihre Mutter verlor sich einer Paranoia, die nicht einzugrenzen war.

Elfe war mit Gloria und Hannelore im Haus, frisch vom Sturm, bei offenen Fenstern. Elfe hielt Tante Karins Katzen auf dem Schoß. Sie saß auf dem Fußboden und sah hoch zu ihrer Mutter. Hannelore weinte, Gloria rauchte. Beide hörten Elfe zu, die von ihrer Arbeit berichtete und Pläne machte. Sie arbeitete jetzt für den nach Veränderung begierigen Rechtsanwalt, der sie aufgrund ihrer Erfahrung draußen ausgewählt hatte. Er traute ihr vieles zu. Sie fand heraus, das sie gut organisieren konnte. Maschineschreiben und Steno, sagte sie zu ihrer Schwester und Mutter, seien, anders als in der Schule, nicht schwer. Am liebsten aber redete sie mit den Leuten, am Telefon oder mit Besuchern. Termine besprechen, klare Dinge sagen. Jeden Morgen freute sie sich darauf, ins Büro zu gehen, beinahe war sie in einer festlichen Stimmung. Hannelore wischte sich mit dem Taschentuch über die Augen, lächelte zwar, aber sagte: Das wird nicht gutgehen. Niemals werden sie es zulassen. Doch Elfe ließ sich davon nicht mehr einschüchtern, zuversichtlich in dem neuen Bewusstsein, dass nicht ihre Mutter entschied; sie hatte sich losgelöst. Nichts erschien ihr mehr wie früher als unüberwindlich und vor allem: undurchschaubar. Anfängliches Nichtverstehen stürzte sie nicht mehr in Verzweiflung, sie wartete ab.

Gloria erzählte von zwei Schwestern, die aus einer guten Familie stammten und jetzt in der Stadt betteln gingen. Die Geschichte kannte sie selbst nur vom Hörensagen; in der Fußgängerzone saßen die beiden, nicht zusammen, sondern an

verschiedenen Orten, eine Anfang zwanzig, die andere noch jünger. Was die Eltern erschütterte, war, dass gleich beide Töchter ausgerissen waren, zwar schon mehrmals von der Polizei zurückgebracht worden, aber immer wieder ausrissen. Einen Bruder gab es noch, dem das Ganze furchtbar peinlich war. Er redete nicht über seine Schwestern, und wenn jemand ihn hänselte, schlug er mit der Faust zu. Elfe lachte über die Geschichte; vielleicht, sagte sie, seien die beiden bloß verkleidet. Hannelore drückte ein Sofakissen an ihr Gesicht.

Die Dämmerung fiel zwischen die Gärten, das Süße in der Luft verdichtete sich. Kein Hundeheulen störte. Das wilde Rudel war schon länger nicht mehr gesehen worden. Der neue Leiter der Polizeidienststelle sei tüchtig, hieß es.

Altbürgermeister Schell, bei dem die Alzheimer-Krankheit weiter fortgeschritten war, lebte in einem Heim. Was noch neu war: Drei der Spukhäuser am inneren Ring waren abgerissen worden. Eins davon, das so genannte Brunnerhaus, hatte lange Zeit leer gestanden. In den letzten Jahren hatten die jungen Leute es als eins ihrer Verstecke und Trinkplätze ausgewählt; manche von ihnen konnten in den Nächten den Opernsänger Brunner hören, der in den Zwanzigerjahren singend seine Frau im Bett erstickt hatte und nach dem Mord noch lange, der Stadt den Schlaf raubend, weiter Arien gesungen hatte, bis die Leiche, die er auf dem Wohnzimmertisch aufgebahrt hatte, zu stinken begann. Andere Kinder aber hörten und sahen nichts in der finsternen Höhle, zu der das Haus verkommen war, und lachten darüber. In dem Haus gleich daneben waren 1943 die zwölf jüdischen Familien des Städtchens zusammengetrieben worden, bevor sie abtransportiert wurden. Auch dieses Gebäude war verfallen, sodass der Abriss eher einem Wegräumen von Schuttbergen glich. Zum Gedenken an die jüdische Geschichte sollte am inneren Ring eine Tafel mit dem Datum der nationalsozialistischen Vertreibung errichtet werden. Nachdem das dritte Haus, ein finsterner, hoher Speicher, der auf zwielichtige Weise in den Besitz der Fallerin gekommen war und zu den Spukhäusern gerechnet wurde, obwohl dort nichts Besonderes vorgefallen war, abgerissen worden war, gelangte endlich Sonne auf den Platz. Zweitens, als schämten sie sich, waren die Familien leiser geworden. Nachdem ein paar damit aufgehört hatten, zu schreien und in den Gärten lautstark zu streiten, bei jeder Kleinigkeit aus der Haut fahrend und explodierend, folgten andere und immer mehr, bis ein solches Verhalten schlicht nicht mehr

angesagt war. Ehepaare unterhielten sich nicht mehr nur krakeelend und von Wut erfüllt. Sie jäteten und pflanzten zwar weiterhin ihre Rosen und Fliederbüsche, veranstalteten ihre Grillfeste, doch sie waren dabei weniger stocksteif im Körper (und dann, wenn es nicht mehr ging, zorn-zerbrechend). Einige Familien, die traditionell das Zepter geschwungen und die Meinung diktiert hatten, waren sogar weggezogen. Auch Gabriele lebte mit ihrer Mutter nicht mehr in der Stadt. Der neue Pächter des Eiscafés hatte zur Neueröffnung etwas ganz Unerhörtes in Aussicht gestellt, und alle warteten gespannt. Es schien, als wollte die ganze Stadt aufbrechen. Die Leute begannen, sich nicht länger wie schäbige, aus dem Aschenkasten hervorgezogene Kinder zu fühlen, was Neid und Wut und Dummheit hervorgerufen hatte. Modern zu leben und zu denken, so war das Kalkül vieler, würde die Überreste des geduckten Lebens überwinden helfen, gleichzeitig die weit verbreiteten Depressionen und die Aggressivität. (Wenn auch gegen den Tod, warnten die Älteren, nichts auszurichten war.) Ein Anfang wurde gemacht, als die Eltern begriffen, dass sie ihre Kinder besser schützen und achten mussten; das war der Ausgangspunkt. Danach führte eins zum anderen.

Neue Begrüßungsformeln kamen in Mode. An Frauen gerichtet etwa: Sie sehen so jung aus wie der morgige Tag. Oder, allgemein: Es wird Zeit, die alten Knochen wieder einmal zu bewegen. Ein fröhlicherer und hilfsbereiterer Ton trat vielfach an die Stelle der alten Barschheit; es machte den Leuten Spaß.

Das Volksfest brachte neue Attraktionen speziell für die kleinen Kinder, Hüpfburgen und ein neues Karussell mit Figuren aus Zeichentrickfilmen und einer raffinierten Technik. Die Familie von Manuel kam nicht wieder. Es regnete schwer und warm; die Musik klang verzerrt über den Platz, langgezogene Töne, doch die Leute ließen sich die Stimmung nicht verderben. Gerade dieses Jahr nicht, sagten sie, wen schert der Regen?, und zogen mit Schirmen und gelben Jacken über den Platz. Die Männer hatten durch den Schlamm Planken gelegt, kreuz und quer. Zwischendurch ließ der Regen nach, und die Sonne kam kurz heraus, dann funkelten Pfützen und Matsch. Irmgard Waldheim spazierte mit ihren beiden Kindern; auch andere aus Elfes früherer Klasse waren Mutter oder Vater geworden. Alle trugen sie den Schwur im Herzen, es anders zu machen als ihre Eltern. Dennoch zog es viele von ihnen, auch Irmgard, zu einem Zelt am Rande des Festplatzes. Es war ein

verwaschenes, scharlachrotes Zelt, und es schien aus dem Mittelalter herzukommen als ein Überbleibsel des überwunden Geglaubten. Es fügte sich aber in die neue Umgebung. Darin saß auf einem Polster eine Wahrsagerin, die einerseits, umgeben von den üblichen Paraphernalien wie einer Glaskugel, einem Papageien und mit geheimnisvollen Zeichen bedruckten Tüchern, ganz dem hergebrachten Bild entsprach. Andererseits gab sich die Frau modern. Sie trug Jeans, rauchte Gauloises und redete einen jugendlichen, ein bisschen derben Jargon. Elfe und Paul schüttelten die Hand der Wahrsagerin (in ihrer Handfläche war ein Auge), doch anders, als sie erwartet hatten, sagte die Frau ihnen nicht die Zukunft voraus. Stattdessen stellte sie ihnen Fragen, was für Pläne sie hätten.

An einem Sonntag einige Zeit vor der Hochzeit wanderten Paul und Elfe auf den Berg, auf dem weichem Fichtelnadelboden zuerst, dann schlängelte sich der Pfad zwischen den Gesteinsbrocken hinauf, glänzten grüne Käfer; ein Feuersalamander saß regungslos auf einem Sonnenfleck. Elfe dachte, wie das Gefühl der Verzweiflung, in das sie sich früher eingehüllt hatte, einer Zuversicht gewichen. (Die sie freilich auch wieder ängstigte.) Sie redeten, eines zum anderen, über die Vergangenheit, die für die jungen Leute von den Jahren her gesehen kürzer, aber viel brennender und wichtiger ist als für die Alten. Es gibt noch keine Eintönigkeit, kein Routine, alles war ungeheuerlich; jede Woche zählte. Als Elfe fort war, hatte Paul das Gymnasium nach der zehnten Klasse und eine Lehre bei der Sparkasse angefangen, nach einem Jahr aber ebenfalls abgebrochen und bei einem Bekannten seiner Mutter zu arbeiten angefangen: in einem Fachgeschäft für Do-it-yourself-Handwerker, Farben und Tapeten. Er sei, berichtete er stolz, sogar so etwas wie ein Partner. Allerdings müsse er bis zu zehn Stunden am Tag schuften, sagte er, der Besitzer sei aber in Ordnung.

Mit ihren kurzen Haaren und dem mageren Körper sah Elfe aus wie ein Bub, genauso beweglich war sie auch, herumspringend wie ein Teufel, sagte Hannelore. So laut wie früher war sie nicht mehr, nur lachte sie manchmal noch kreischend. Sie hörte mehr zu, deshalb sprach sie leiser und weicher und weniger verstümmelt, mehr in ganzen Sätzen. Unvorstellbar erschienen ihr, wenn sie zusammen zurückblickten, die wilden Einkäufe in Boutiquen, die Klauerei. Verwundert erinnerte sie sich an die Verzweiflung, die sie schüttelte und in den Diskotheken dazu brachte, mit schleudernden Gliedern zu tanzen. Und der Dämmer, seltsam jetzt am hellen Tag,

lange her, die damals an den Rändern hereindrang, wenn sie die Luft, die sie einatmete, für Gift hielt und Pillen dagegen aß. Damals wusste sie nicht einmal, wann sie wütend war. Über Ferdinand wusste Paul ja Bescheid, und sie hatte ihm von Albert und den anderen erzählt.

Sie redeten. Dann brach plötzlich der Himmel herunter, und Elfe fing zu weinen an. Sie presste die Unterarme gegen den Bauch, um die Schmerzen zurückzuhalten, krümmte sich: die Schmerzen waren alt und kamen von längst Erledigtem und Überstandenen her; aber das machte es nicht weniger schlimm, sie würgte und erbrach Wasser. Um ihr Elend, auf dem trockenen Rindenboden liegend, zu lindern, dachte sie an Paul; früher, bei manchen Abenteuern in der Stadt, hatte es geholfen: wenn sie, ohne das sie wusste, warum sie es tat, mit Männern ins Bett ging, unter deren Händen ihre Haut taub war, wie ein Gummipüppchen; wenn sie morgens gegen den Kater ankämpfte oder verzweifelt überlegte, wie sie Geld verdienen könnte. Dass sie jetzt zusammen waren, war gut.